

Berichte

über die bei den Versammlungen des Vereins von Altertumsfreunden im Rheinlande gehaltenen Vorträge.

(Vgl. B. J. 125, S. 193 ff.)

Hierzu Tafel XIV.

Am 11. November 1917 sprach Geheimrat F. Winter über Stilbesonderheiten in der römischen Architektur Galliens und der Rheinlande. (Hierzu Taf. XIV¹⁾.)

R. Delbruecks Untersuchungen über die hellenistischen Bauten in Latium (I, II Straßburg 1907, 1912) haben mit dem Nachweis eines italisch-hellenistischen, durch die Eigenart seiner Formen von dem griechisch-hellenistischen verschiedenen Baustiles eine wichtige Tatsache erschlossen, durch die auch auf die Frage nach der kunstgeschichtlichen Stellung der Architektur in den gallischen und germanischen Provinzen neues Licht fällt. Die Romanisierung Galliens ist mit der in der Gracchenzeit erfolgten Einrichtung der narbonensischen Provinz eingeleitet worden. Ihr Beginn und ihre erste bedeutende Entwicklung, wie sie uns das in Ciceros Rede pro M. Fonteio 11 enthaltene Zeugnis vom Jahre 69 v. Chr. lebendig schildert, fällt in die Zeit, in der der italisch-hellenistische Stil über ganz Italien verbreitet und in herrschender Geltung war. Die mit der Ausdehnung der römischen Herrschaft und Kultur in die gallischen Lande hineingetragene Kunst kann daher nur diese italisch-hellenistische gewesen sein. Daß sie tatsächlich hier Eingang gefunden hat, wird durch das aus dem Ende dieser ersten mit der Neuordnung der Provinz durch Augustus und Agrippa abschließenden Epoche der Romanisierung des Landes erhaltene Grabmal der Julier in S. Remy (Ant. Denkm. des Inst. I Taf. 13—16) bestätigt. Schon Delbrueck (I S. 161) hat darauf hingewiesen, daß in dessen Säulen ein besonders charakteristisches Formenelement des italisch-hellenistischen Stils, der glatte Halsmantel am oberen Schaftende, nachklingt. Tatsächlich ist der ganze Bau, wie er in seiner Gestaltung mit der offenen Rundhalle über reichgegliedertem rechteckigem Untergeschoß seine nächste Analogie in einem Denkmal italisch-hellenistischer Kunst, dem Grab der Istacidier in Pompeji (Mau, Pompeji in Leben u. Kunst S. 405), findet, mit Elementen dieses Stiles durchsetzt. Sie

1) Die Klischees der Abbildungen S. 108, 3 und Tafel XIV 1 und 3 haben die Verlags- handlungen G. Reimer, Berlin und A. Kröner, Leipzig gütigst zur Verfügung gestellt.

zeigen sich in den gehäuften und weitausladenden Profilierungen, in den korinthischen Kapitellen der Rundhalle (Abb. 1) ¹⁾, in den Pilasterkapitellen des Untergeschosses (A. D. I Taf. 16, 2), an deren Seitenflächen das aus Pompeji (ion. Tuffkapitell, Delbrueck, *Hell. Bauten in Latium* II S. 162) und Olympia (ion. Kapitell der Palästra, *Ol. II Taf. 74*) bekannte Blütenmotiv wiederkehrt. Mit diesen italisch-hellenistischen Formen, die an dem Bau überwiegen und ihm den Charakter geben, mischen sich nun aber solche klassizistisch-römischen Stils: die korinthischen Kapitelle des Untergeschosses (Abb. 2) sind in dem Typus derer des Mars Ultor-Tempels gehalten. Diese Stilmischung findet in der Entstehungszeit des Grabmals ihre Erklärung. Ritschl hat sie aus der Inschrift auf die Epoche Caesars oder spätestens den Anfang der Herrschaft des Augustus bestimmt. Der bauliche Charakter des Grabmals führt auf dieselbe Zeit, denn der neue klassizistische Stil, von dessen erster Übertragung nach Südgallien er

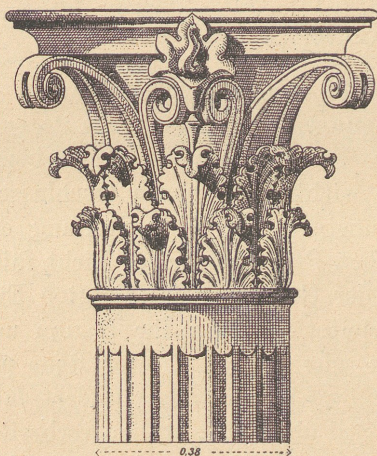


Abb. 1.

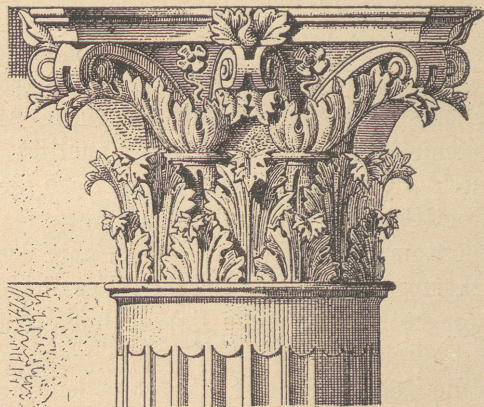


Abb. 2.

Kennntnis gibt, ist in Rom in der Zeit nach Sulla um die Mitte des ersten vorchristlichen Jahrhunderts zur Ausbildung gekommen.

Er hat in Italien den vorher dort allgemein herrschenden italisch-hellenistischen Stil völlig verdrängt. Fortan ist auch in den Provinzen in ihm gebaut worden. In Gallien dringt er mit dem neuen, im Großen sich bewegenden Bauschaffen durch, das mit der von Augustus und Agrippa durchgeführten, im Jahre 13 vor Chr. vollendeten Organisation des Landes einsetzt. Aber in den wenigsten der nun allenthalben neu erstehenden Bauten erscheint er so völlig rein, wie z. B. am Tempel von Nimes. Hier allein ist der italisch-hellenistische Stil nicht, wie überall sonst, restlos verschwunden,

1) Nach Weigand, *Arch. Jahrb.* 1914 S. 38 ist das Vorkommen des italisch-korinthischen Typus in Gallien auch durch ein Kapitell in Lyon (Bazin, *Vienne et Lyon gallo-romain* S. 329 f.) bezeugt.

sondern hat wenige zwar, aber sehr charakteristische Spuren zurückgelassen. Das ihm eigentümliche Motiv des glatten Halsmantels am Schaft von Säulen und Pfeilern ist beibehalten. Der Mantel ist vielfach zu einem schmalen Streifen zusammengeschrumpft, bleibt aber auch in dieser degenerierten Form als solcher erkennbar.

Beispiele dafür bieten die Tempel von Vienne und Vaison, die Bögen von Susa, Langres, Reims, Pont de Saintes, S. Chamas, Carpentras, das Tor von Autun, das Grabmal des Q. Calvius in Lyon, Einzelsäulen und Pfeiler in Avignon, Aix, Sens und Vienne (de Laborde, *Mon. de la France* I Taf. 25, 26, 32, 43, 114, 116. II 120, 121. *Espérandieu, Recueil général des Basreliefs de la Gaule rom.* I S. 14, 100, 179, III S. 41, V S. 34 ff. n. 4208. *Juillet, Musée Gallo-Romain de Sens* Taf. XX 4 XXIII 4) und zahlreiche Darstellungen von Architektur und Pfeilerumrahmungen auf Reliefbildern (*Espérandieu* I n. 352, 353, 357, 395, 698, II n. 1077, 1138, 1629). Gleichartige Stücke in den Provinzialmuseen von Trier und Bonn zeigen, daß das Motiv in der Kaiserzeit auch in die Architektur der belgischen und der germanischen Provinzen übergegangen ist. Es sind ausnahmslos korinthische Säulen und Pfeiler, wie denn die dorische und ionische Ordnung, die doch in der übrigen kaiserzeitlichen Architektur in wenn auch gegen früher untergeordneter Stellung neben der korinthischen sich erhalten haben, hier völlig zurückgedrängt erscheinen. Auch darin werden wir ein Nachwirken des italisch-hellenistischen Stils erkennen dürfen, der, wie namentlich die hellenistischen Bauten in Pompeji und in Latium bekunden, in der letzten Zeit seines Bestehens, in der er in die gallischen Lande übertragen wurde, unter römischem Einfluß ins Üppige sich entwickelnd sehr entschieden und auffällig der korinthischen Ordnung den Vorzug gegeben hat.

Mit dem Mantelmotiv am Säulenschaft verbindet sich eine von der klassischen Norm abweichende Bildung des oberen Kannellurenabschlusses. Die Kannelluren laufen nicht bogenförmig in der sog. Lysis aus, sondern stoßen in scharfer Horizontale gegen den unteren Rand des Mantels an. Diese Form der Kannellurenendigung, die an den erhaltenen Säulen der italienisch-hellenistischen Architektur die Regel ist, findet sich aber an den gallischen Bauten so nur verhältnismäßig selten. Nur der Tempel von Vaison und die Bögen von S. Chamas, Pont de Saintes und Carpentras zeigen sie. Bei allen übrigen der oben angeführten Säulen und Pfeiler sind die Ansätze der Kannelluren gewissermaßen verdeckt durch halbkreisförmige Läppchen oder Blättchen, die zwischen den Stegen über die Höhlungen herüberhängen¹⁾. Diese Blättchen erscheinen an den älteren Stücken, an denen der Mantel breit gebildet und so als ein in der Gesamtgliederung der Säule mitsprechender Teil behandelt ist, nämlich am Grabmal von S. Remy (Abb. 1, 2) und am Bogen von Susa, wie ein Randbesatz des Mantels. Mit dem Zusammenschrumpfen des Mantels verlieren sie mehr und mehr diesen Charakter. Daß sie auch, nachdem der Mantel

1) Die Abbildungen bei de Laborde sind in der Wiedergabe dieses Motivs vielfach ungenau.

ganz fortgefallen ist, noch beibehalten sind, zeigen einige späte, etwa dem zweiten Jahrhundert angehörige Stücke wie das Kompositkapitell aus der Villa in Friesdorf (Bonner Jahrbücher 124 S. 199 und 126 Taf. IV, 6), denen ein unveröffentlichtes Kapitell im Baseler Museum ähnlich ist, und die Reliefsäulen auf dem kleinen Weingartner Altar (Lehner, Das Prov.-Mus. in Bonn I Taf. XXIX 4 und II Taf. VIII, 5, Wiegand, Thymiateria B. J. 122 Taf. VI, 5), sowie ein Figurenkapitell in Lyon (Comarmond, Descr. du mus. lag. de la ville de Lyon Taf. 6 n. 234).

Mit diesem Blätterschmuck hat die Architektur der westlichen Provinzen ein Ziermotiv sich zu eigen gemacht, das in der antiken dekorativen Kunst schon früh aufgekommen ist. Eine in der Bibliotheca Olivieri zu Pesaro befindliche archaische Votivsäule mit einer Weihinschrift an Artemis



Abb. 3.

und der Künstlerinschrift des Kritonides aus Paros zeigt es, nach der auf einer Zeichnung Purgolds beruhenden Abbildung in der Arch. Ztg. 1882 S. 391 und bei Löwy, Griech. Künstlerinschriften S. 9, als Abschluß ionischer Kannelluren unter einem schmalen Halsmantel bereits in völlig gleicher Form, wie wir es auf den gallischen Säulen finden. Ein Zeugnis für das jüngere fünfte Jahrhundert liefert die Darstellung der ionischen Säulen des Labyrinth auf dem Innenbilde der Theseusschale des Aison (Furtwängler Reichold, Gr. Vas. III S. 48 Fig. 21), wo statt des glatten Halsmantels ein zwischen Schaft und Kapitell eingeschoben-

benes, mit einem Mäander verziertes Zwischenstück erscheint. Dargestellte Architektur ist es auch, in der wir Beispiele für die Verwendung des Motivs im vierten bis dritten Jahrhundert auf etruskischen Spiegeln (Gerhard, Etr. Sp. I Taf. 206. 228), einer etruskischen Urne (Arch. Jahrb. 1914 S. 232 Fig. 24) und auf unteritalischen Vasen (Samml. Jatta in Ruvo n. 1148; Pagenstecher, Unterit. Grabmäler Taf. XVI b; Phlyakenvase Arch. Jahrb. 1886 S. 295, danach unsere Abb. 3) finden. Diesen steht jedoch in den Säulen des korinthisch-dorischen Tempels von Paestum (Puchstein u. Koldewey, Tempel in Unterit. u. Siz. S. 33, Michaelis Handb. S. 359 Fig. 693, danach unsere Abb. Taf. XIV, 1), ein bedeutendes Beispiel aus der wirklichen Architektur zur Seite, das, wie ein ebenso dekoriertes Grabcippus aus Perugia (Durm, Etr. röm. Bauk. S. 127 Fig. 141) in die hellenistische Kunst hinüber-

leitet. Aus deren jüngerer Entwicklung liegen Beispiele aus dem kleinasiatisch-hellenistischen Kreise in zwei Pilasterkapitellen und einem Säulenkapitell von Pergamon (A. v. P. II S. 64 VII 2 S. 376 Fig. VIII und S. 388 Fig. LII), aus dem italisch-hellenistischen in den Säulen des sog. Gymnasiums von Solunt (Bullettino della commissione di antichità in Sicilia VIII 1875 Taf. II Phot. Alinari 19 626), sowie in denen der Peristyle der Casa d'Inaco ed Io (Reg. VI 7, 19) und des hinteren Hofes der Villa Item in Pompeji vor. Diese späthellenistischen Stücke zeigen, wie auch schon die Vase des Assteas, das Motiv für dorische Säulen und hier ohne Halsmantel verwendet. Aus etwa derselben Zeit begegnet das Motiv noch einmal in Athen an einer Gruppe von wieder dorischen Säulen unbekannter Bestimmung, die Versakis fälschlich zur Rekonstruktion der Bühne des Herodes Atticustheaters hat benutzen wollen (Ephemeris arch. 1912 Taf. 13), und ebenfalls noch als spät hellenistisch wird man ein reichverziertes korinthisches Antenkapitell aus Sestinum in Umbrien (Notizie degli scavi 1909 S. 161) in Anspruch nehmen dürfen ¹⁾.

Aus der Architektur ist das Motiv mit der Kannellierung in die dekorative Kunst übergegangen. Hier findet es sich vom vierten Jahrhundert an in der Dekoration von Untersätzen und Trägern, häufig und in weitester Verbreitung namentlich an den zumeist steinernen oder marmornen Beckenträgern, von denen so verzierte aus Athen (Conze, Att. Grabrel. IV S. 6), Aegina (Furtwängler, Tempel d. Aphaia Taf. 66), Epidauros (Phot. d. athen. Jnst. 442), Thrakien (Arch. Anz. 1918 S. 30 Fig. 34, danach unsere Taf. XIV, 3), Priene (Pr. S. 376 Fig. 474), aus Sizilien (Terracotta, Mon. ant. VII 1897 S. 207 Fig. 4), aus Locri (Terracotta, Notizie 1913 Suppl. S. 34 Fig. 42), zahlreichere — neben hier auch besonders vielen mit gradlinigem Kanellurenabschluß — aus Pompeji (Caylus, Recueil IV Taf. 55), einzelne auch aus Mittelitalien (Rom, Villa Papa Giulio, Helbig, Führer ³ S. 372 u. 1799 i) bekannt sind. Die weit ausgeschweifte Form der Beckenträger und mit ihr die gleiche Dekoration ist in der italischen Kunst des vierten Jahrhunderts und der hellenistischen Zeit auch für andere Untersätze beliebt gewesen. Sie ist für Latium durch das Taf. XIV 2 wiedergegebene Kopfgefäß aus Conca (Rom, Mus. Papa Giulio E 1196) wie durch die zahlreich in Palaestrina gefundenen kleinen Grabaufsätze, die sog. Pigne (Corpus inscr. lat. XIV 3060 ff., Stücke im Berliner Museum Arch.-Anz. 1903 S. 40 Fig. 4), für Unteritalien durch Prachtstücke der Keramik bezeugt, deren das Berliner Museum eins in einem glänzend schwargefirnißten Krater, die Neapeler Sammlung mehrere besitzt. Wenn für die Übertragung der Kannellurenverzierung auf die Untersätze deren der Säule entsprechende Funktion die

1) Vereinzelt kommt auch ein zwischen die oberen Kanellurenendigungen eingefügter Schmuck von länglichen, mit einem Randstreifen umrahmten Blättern vor, so an den dorischen Säulen einer Grabaedicula aus Karthago Gazette Arch. VII Taf. 17. Perrot-Chipiez III S. 455 Fig. 326.

Erklärung bieten kann, so wird für ihre Verwendung an den Brunnenmündungen, wie wir sie aus dem reichen, in den pompejanischen Häusern erhaltenen Material kennen lernen (Taf. XIV 4 Mazois II Taf. 49), die säulenähnliche cylindrische Form dieses Gerätes den Anlaß gegeben haben. Hier ist der Blättchenkranz, der an den Beckenträgern häufig, aber durchaus nicht immer angebracht ist, geradezu typisch, nur ganz vereinzelt Exemplare, so eins der Casa di Sirico, zeigen einen gradlinigen oder wie das bei Caylus, *Récueil* IV Taf. 58 abgebildete Stück aus Herkulaneum, einen in Form der Lysis gehaltenen Kannellurenabschluß.

Diese Übersicht über das Motiv kann auf Vollständigkeit keinen Anspruch machen, aber sie wird von seinem Vorkommen in der vorkaiserzeitlichen Kunst ein im wesentlichen richtiges Bild geben.

Sie zeigt, daß das Motiv von früh an in der Vereinzelung einer hier und da einmal gebrauchten Sonderform verbreitet gewesen ist, in der hellenistischen Zeit aber namentlich in Italien eine häufigere Verwendung gefunden hat. Wenn es denn danach in der gallischen Architektur als eine Art Lieblingssmotiv auftritt, so wird es aus der italisch-hellenistischen Kunst in diese übergegangen sein. Auch die kaiserzeitliche römische Kunst hat von dem Motiv etwas bewahrt. Die Dekoration der Untersätze und Brunnenmündungen lebt in den großen marmornen Prachtgefäßen und Kandelabern neuattischen Stils fort (Beispiele bieten Stücke wie die bei Gusmann, *L'art décor. de Rome* I Taf. 20, 35, 64. Meurer, *Vergl. Formenlehre* S. 222 Fig. 4 abgebildeten) und aus ihr offenbar ist das in der römischen Kunst für lange hin beliebte eigenartige Blattrihen- oder Pfeifenornament (Taf. XIV, 5, vom Altar des Vespasianentempels in Pompeji) hervorgegangen, das sich deutlich als verkürzte Kanellurenverzierung zu erkennen gibt und das Blättchenmotiv im Kannellurenabschluß typisch bewahrt zeigt.

In die Säulen- und Pfeilerarchitektur dagegen hat die römische Kunst das Motiv nicht übernommen. Umgekehrt hat es die gallische Kunst nur in dieser weitergeführt und in ihr, was ihm zuvor nirgend zuteil geworden war, zu einem bevorzugten Zierelement gemacht. Ist es als solches von der Forschung bisher unbeachtet geblieben, so ist es dem aufmerksameren Blicke moderner rheinischer Architekten nicht entgangen. Einige aus den letzteren Jahrzehnten herrührende Gebäude in Bonn, wie das der Sparkasse und das Eckhaus an der Friedrichstraße und Bonngasse zeigen es an Säulen und Pfeilern als Kanellurenabschluß aufgenommen; damit ist ein charakteristisches Element der alten heimischen Provinzialkunst neu zu Ehren gebracht.

Am 28. Juli 1918 sprach nach der Generalversammlung Geheimrat F. Winter über die Darstellung des Blickes in der griechischen Kunst.

Die Darlegungen, deren ausführlichere Wiedergabe für später vorbehalten bleiben soll, knüpften an die von Conze in den Sitzungsberichten der Berliner Akademie 1892 gegebene entwicklungsgeschichtliche Studie über die

formale Darstellung des menschlichen Auges in der antiken Skulptur an und suchten zu zeigen, wie auf jeder der von Conze festgestellten Entwicklungsstufen mit der formalen Behandlung der Ausdruck der Augen wechselt, wie mit dem Übergange von der Wiedergabe lediglich der Gestaltung des Auges zu der Wiedergabe der Tätigkeit des Auges die griechische Kunst nach Überwindung des Archaismus zu der Darstellung des Blickes gelangt ist und wie dieser Fortschritt mit der Vervollkommnung des Stellungsmotivs der Figur zusammenhängt, entsprechend dem von dem Anatomen Henke aufgestellten Satze, daß nicht sowohl das Auge an sich den Ausdruck bestimmt, sondern seine Bewegung und mit ihr die Haltung und Bewegung des Kopfes und der ganzen Gestalt. Die Ausführungen wurden durch Beispiele aus der Skulptur und aus der Vasenmalerei erläutert.

Am 8. Dezember 1918 sprach zur Feier von Winckelmanns Geburtstag Museumsdirektor Prof. Dr. Lehner über keltisch-römische Tempel. Der Inhalt des Vortrages deckt sich mit dem in den B. J. 125 S. 74 ff. erschienenen Aufsatz „Der Tempelbezirk der Matronae Vacallinae bei Pesch“.

Am 2. Februar 1919 sprach Geheimrat F. Winter über Stilzusammenhänge in der römischen Skulptur Galliens und des Rheinlandes. Der Vortrag wird als besonderer Aufsatz später erscheinen.

Am 2. März 1919 sprach Geheimer Baurat Dr. R. Schultze über das Praetorium von Vetera in seiner Stellung zur römischen Provinzialkunst des Rheinlandes. Der Vortrag ist in diesem Jahrbuch S. 1 ff. abgedruckt.

Am 30. März 1919 sprach Direktorialassistent Dr. F. Oelmann über römische Villen. Der Vortrag wird als Aufsatz später erscheinen.

Am 1. Juli 1919 unternahm der Verein einen Ausflug nach Schwarzhendorf, wo Provinzialkonservator Prof. Dr. Renard die Kirche und die Wandgemälde erklärte.

Am 13. Juli 1919 sprach nach der Generalversammlung Museumsdirektor Prof. Dr. Lehner über Zukunftsaufgaben der rheinischen Altertumsvereine.

Als am Winckelmannstag des Jahres 1913 unser Herr Vorsitzender über die Aufgaben der Pompejiforschung sprach, da konnte weder er, noch einer seiner Zuhörer ahnen, wie nahe die furchtbare Weltkatastrophe war, die mit all den übrigen ungeheuren Umwälzungen, die sie brachte und noch weiter bringen wird, auch der deutschen Altertumforschung in den klassischen Ländern, vor allem auch in Italien, auf unabsehbare Zeit ein Ende bereiten sollte. Und als ich selbst im Jahre 1914 noch knapp zwei Monate vor Kriegsausbruch mit Herrn Geheimen Baurat Schultze zusammen die klassischen Stätten Südfrankreichs und dann Pompeji und Rom auf einer längeren Reise studieren konnte, auch da noch ahnten wir nicht, wie nahe der

Torschluß sei, der den deutschen Altertumsforschern vielleicht für immer den Eintritt in die gelobten Länder der Archäologie verwehren würde.

Unsere heimische deutsche Altertumsforschung ist ja während des Krieges dank dem heldenmütigen Ausharren unserer Heere vor einer Katastrophe bewahrt geblieben. Nicht ein Fußbreit unseres rheinischen Bodens ist uns auch nur einen Augenblick unzugänglich gewesen, ja selbst im meistbedrohten Reichsland Elsaß und Lothringen ist die heimische Altertumsforschung rüstig tätig geblieben. Freilich sind die Wirkungen des ungeheuren Ringens auch an unserer Tätigkeit nicht spurlos vorübergegangen. Wie mancher der tüchtigsten rheinischen Archäologen hat den Heldentod erlitten! Vor allem vermissen wir Barthel, den vielversprechenden eben ernannten Direktor der Röm.-Germanischen Kommission, und Brenner, den Direktor des Wiesbadener Museums, um nur zwei zu nennen, deren Arbeiten unserer Wissenschaft neue Wege zu weisen versprochen. Und wie mancher der anderen tüchtigen jungen Mitarbeiter stand seit Jahr und Tag im Felde, den rheinischen Boden zu schützen, dessen reichen Altertumschätzen sonst seine Arbeit galt. Und wie die wissenschaftlichen Hilfskräfte uns fehlten, so fehlten uns erst recht viele der braven, fleißigen Männer, die den Spaten und die Hacke des Ausgräbers mit Säbel und Gewehr vertauscht hatten, und auch unter ihnen beklagen wir so manchen, der nicht mehr zu seiner Arbeit zurückkehren durfte. Aber auch die heimische Scholle selbst, der unsere Ausgrabungstätigkeit die Zeugen vergangener Kultur entlockte, war ernsterer dringenderer Arbeit vorbehalten: das tägliche Brot mußte der Boden uns liefern, der sonst gern und bereitwillig für die Ausgrabungen hergegeben wurde.

Wenn so für unsere Ausgrabungstätigkeit, die vor dem Kriege überall in rheinischen Landen mit Hochdruck betrieben wurde, insofern eine stillere Zeit eingetreten war, als wenigstens alle größeren Unternehmungen ruhten, so war das an sich wenigstens kein Unglück. Die Pause gab uns, die wir zurückgeblieben waren, die Möglichkeit und damit die Ehrenpflicht, die Massen gründlich aufzuarbeiten, die aus der fortgesetzten Ausgrabungstätigkeit gewonnen waren, und die in unseren Museen, Notizbüchern, Mappen und Skizzenbüchern aufgestapelt sind, diese aufgespeicherten Materialien zum Gemeingut der Wissenschaft zu machen. Und im engsten Zusammenhang mit dieser rückblickenden, aufarbeitenden Tätigkeit kommt man ganz von selbst dazu, einmal zu erwägen, was auf unserem Arbeitsgebiet erreicht und was für die Zukunft erstrebenswert ist.

Ja, wird man sagen, das ist alles ganz schön und gut; aber ist der gegenwärtige Augenblick auch dazu angetan, solche Aufgaben zu besinnen, wo wir in der bitteren Not unseres jammervollen Zusammenbruchs viel Notwendigeres überlegen müssen und nicht wissen, wie wir das materielle Leben in den nächsten Jahren und Jahrzehnten bestreiten und fristen sollen? Ist es zu verantworten, auch nur einen Pfennig aus öffentlichen Mitteln für derartige, ja ganz interessante, aber höchst unproduktive Arbeit auszugeben?

Als ich an dem trübsten Winkelmannstage, den unser Verein je be-
gangen hat, dem des vergangenen Jahres, zu Ihnen sprechen durfte, da habe
ich schon aus tiefster Überzeugung diese Frage bejaht und ich habe damals
versucht zu zeigen, wie wir aus dem Aufblick zu den großen Männern unserer
Nation, zu denen auch Winkelmann gehörte, Trost in unserem Unglück,
und Kraft, unsere Erniedrigung zu tragen, schöpfen können. Und so meine
ich, daß auch die Versenkung in die Geschichte der Menschen und Völker
uns eine Quelle des Trostes, der Aufrichtung und des Ansporns zu werden
vermag. Denn sie vermag uns zu zeigen an tausend untrüglichen Beispielen,
wie es eine immanente Gerechtigkeit gibt im Völkerleben und Völkerschicksal;
wie nur die Nationen zu dauerndem Untergang verurteilt waren, die den
Höhepunkt ihrer Tüchtigkeit überschritten hatten und die Energie nicht
mehr aufzubringen vermochten, sich von ihrem Sturz wieder selbst zu er-
heben. Und gerade der besondere Ausschnitt aus der Weltgeschichte, der
das spezielle Arbeitsgebiet unserer rheinischen Altertumforschung bildet,
kann uns recht eindringlich mahnen, an dem Stern unseres Volkes nicht zu
verzweifeln. Nicht fünf, sondern fünfhundert Jahre war unser linksrheini-
sches Rheinland von den Römern besetztes Gebiet: eine Fülle von kulturellen
Vorteilen und Segnungen verdankte der Rheinländer diesem Zustand. Aber
rheinisches Wesen und rheinische Eigenart ist nicht untergegangen, sondern
hat sich über die Zeit der Fremdherrschaft siegreich behauptet. Das ist
doch mit zwei Worten die Moral aus der Frühgeschichte des Rheinlandes, mit
der wir uns beschäftigen, und wenn wir sie richtig besinnen und den Gründen
dieser historischen Erscheinung im einzelnen nachgehen, so vermag sie uns
mit tröstlicher Zuversicht zu erfüllen. Und alles, was imstande ist, unseren
Mut und unsere Hoffnung aufzurichten, das kann, so meine ich, heute nicht
überflüssig und unnütz sein.

Wenn ich also energisch den Standpunkt vertrete, daß das Reich und
seine Gliedstaaten und Provinzen nach wie vor allen Grund haben, in eigen-
stem Interesse das Studium der nationalen Geschichte und die Beschäftigung
mit der heimischen Altertumskunde zu fördern, so muß ich allerdings zu-
geben, daß nicht erwartet werden kann, daß die öffentlichen Mittel für diese
Zwecke in Zukunft auch nur annähernd so reichlich fließen werden, wie vor
dem Krieg und auch noch während desselben. Das bedarf keiner besonderen
Begründung, und diese Tatsache ist der Grund, weshalb ich mein heutiges
Thema so formuliert habe: *Zukunftsarbeiten der rheinischen Altertums-
vereine*.

Schon während des Krieges habe ich dieses Thema gelegentlich er-
wogen; damals freilich noch in dem schönen Glauben, daß ein glücklicher
Kriegsausgang und Friede unsere heimische Altertumforschung und unsere
Altertumsvereine vor neue große Aufgaben stellen werde. Nun es anders
gekommen ist, als wir träumten, müssen wir manchen hochfliegenden Plan
begraben, oder wenigstens weit zurückstellen. Aber immer mehr befestigte
sich in mir die Überzeugung, daß unsere Altertumsvereine trotzdem, oder

gerade deshalb erst recht vor neuen wichtigen Aufgaben ständen. Dann aber hat eine gelegentliche Beschäftigung mit der langen und ehrenvollen Geschichte unseres Vereins von Altertumsfreunden im Rheinlande mich belehrt, daß es gar keine neuen Aufgaben sind, sondern vielmehr, daß die Vereine zu ihren alten ursprünglichen Aufgaben zurückkehren müssen, wenn sie ihre Daseinsberechtigung auch in der neuen Zeit erweisen wollen.

Wenn man nämlich der Geschichte unserer größeren alten Altertumsvereine nachgeht, so erkennt man, daß diese in früheren Zeiten sehr viel tätiger waren als jetzt; daß sie viel mehr aus eigener Kraft leisteten, was sie inzwischen auf andere Schultern abgewälzt haben, daß offenbar ein weit regeres Vereinsleben, ein viel intensiveres Interesse für die Vereinszwecke, eine viel größere Opferwilligkeit in weiten Kreisen der Mitglieder vorhanden war als heute. Es ist ganz erstaunlich, was z. B. unser Verein von Altertumsfreunden, aber auch was die Gesellschaft für nützliche Forschungen in Trier, der Nassauische Altertumsverein in Wiesbaden, drei Vereine, deren Tätigkeit ich zufällig durch längere und kürzere eigene Teilnahme an ihrer Arbeit genauer kenne, ich sage, es ist erstaunlich, was diese Vereine in ihrer Jugend geleistet haben. Sie haben nicht nur ihre reich illustrierten Zeitschriften herausgegeben, sondern auch Ausgrabungen auf eigene Kosten veranstaltet, mit regem Eifer kostbare Sammlungen zusammengebracht, antiquarische Fachbibliotheken angelegt, und das alles ganz oder fast ganz aus eigener Kraft; vom Staat oder anderen öffentlichen Körperschaften erhielten sie teils gar keine, teils nur ganz geringe jährliche oder gelegentliche Zuschüsse. Mit den bescheidensten Mitteln, unter den erschwerendsten Umständen und äußeren Verhältnissen wurde Hervorragendes geleistet.

So entstanden die kostbaren Vereinsammlungen und Bibliotheken in Wiesbaden, Trier, Bonn, Frankfurt usw., die jetzt die Grundstöcke unserer Landes- und Provinzialmuseen und ihrer Büchereien bilden; und ein kostbarer Schatz von Beobachtungen, Untersuchungs-, Ausgrabungsergebnissen wurde aufgespeichert, von dem wir heute noch zehren und den zu mehren und auszubauen unsere Aufgabe ist. Und das alles wurde von den Vereinen geleistet zu einer Zeit, als unser Vaterland arm und zerrissen und politisch fast bedeutungslos war, das Land der Dichter, Denker und Träumer. Der Staat tat kaum etwas dazu und konnte auch kaum etwas dazu tun.

Dann aber kam die Zeit der politischen Größe Deutschlands, Deutschland war mächtig und reich geworden und erinnerte sich jetzt auch seiner Kulturaufgaben. Die Archäologie erhielt ihren wohlbemessenen Anteil an dem materiellen Segen. Nicht nur das Reichsinstitut wurde begründet, nicht nur Olympia und Pergamon und zahllose andere große Aufgaben im Süden in Angriff genommen, sondern auch unsere heimische Altertumforschung erhielt ihr Teil: Landesmuseen und Provinzialmuseen heimischer Altertümer wurden von den Staaten und Provinzialverbänden geschaffen, mit reichlichen Arbeitsmitteln ausgestattet und in pompösen Prachtbauten untergebracht. Die Reichslimeskommission und die Röm.-Germ. Kommission des archäo-

logischen Instituts wurden begründet zur Förderung der großen gemeinsamen archäologischen Aufgaben in Westdeutschland.

Die Museen übernahmen nun die von den Vereinen geschaffenen Sammlungsbestände und sie nahmen damit gleichzeitig den Vereinen die Ausgrabungstätigkeit und die Verpflichtung, die Sammlungen zu vermehren, ab; vermöge ihrer sehr viel bedeutenderen Geldmittel waren sie ja auch zu ganz anderen Aufwendungen für diese immer kostspieliger werdende Tätigkeit in der Lage. Die Tätigkeit der Vereine blieb nun im wesentlichen auf die Herausgabe ihrer Zeitschriften, die Vermehrung ihrer Bibliotheken und die Abhaltung von Vortragsitzungen und wissenschaftlichen Ausflügen beschränkt, und die Mittel der Vereine wurden durch diese ihnen verbliebene Tätigkeit infolge der Steigerung aller Preise auch vollauf in Anspruch genommen. Die Museumsleiter traten naturgemäß in die Vorstände der Altertumsvereine ein; diese stellten ihre Zeitschriften den Museen als Publikationsorgane zur Verfügung; so war ein inniger Verband zwischen Altertumsvereinen und Provinzial- oder Landesmuseen geschaffen; sie trugen gemeinsam die Lasten, die den Vereinen vorher allein obgelegen hatten und genossen gemeinsam die Früchte ihrer Tätigkeit. So ist es ja bekanntlich hier in Bonn und auch anderswo geblieben bis auf den heutigen Tag.

Dieser Zustand scheint ja nun auf den ersten Blick höchst erfreulich, ja fast ideal zu sein. Aber, wenn man tiefer in das Wesen der Vereine, wie sie jetzt sind, hineinleuchtet, so entdeckt man doch allerlei Mängel, die sich zum Teil gerade durch diese neuen Verhältnisse herausgebildet haben. Die Vereine sind nämlich, als Ganzes betrachtet, mehr passiv den Aufgaben der Heimatforschung gegenüber geworden, die rege aktive Beteiligung der einzelnen Mitglieder an der Forschung ist sehr zurückgegangen.

Der Verein v. A. i. Rh. hat im ganzen rund 530 Mitglieder, davon in Bonn allein 93. Was tun die meisten für den Verein? Nun, sie bezahlen ihre Beiträge (böse Zungen behaupten, manche täten sogar das nicht einmal!). Damit ist aber auch die Tätigkeit der großen Mehrzahl der Mitglieder erledigt. Sie bekommen jährlich die dickleibigen Bonner Jahrbücher, wieviele von ihnen mögen sie aufgeschnitten haben? Aber auch diejenigen, die wirklich die Jahrbücher studieren und die hierher zu den Sitzungen kommen, verhalten sich meist nur receptiv, nicht mehr produktiv, nicht selbsttätig, wie es früher gewesen ist. Man ist eben Mitglied und damit ist es gut: das übrige, so denkt man, besorgt der Vorstand und die amtlich damit betrauten Organe, die Museumsbeamten, der Provinzialkonservator usw.

Mit den meisten unserer Mitglieder haben wir keine lebendige Föhlung mehr. Und wenn das hier in Bonn schon so ist, so ist es noch viel stärker der Fall bei den meisten auswärtigen Mitgliedern. Bei diesen kommt allerdings vielfach ein anderes Moment hinzu. Während in der guten, alten Zeit die Rheinprovinz im wesentlichen den einen Verein von Altertumsfreunden besaß, haben sich seitdem zahlreiche kleine örtliche Altertumsvereine in den verschiedenen Städten und Städtchen gebildet,

welche diejenigen antiquarischen Interessen absorbieren, welche früher unserem Verein von Altertumsfreunden gewidmet waren. Ich bin weit entfernt, diese Neugründungen als unerfreulich bezeichnen zu wollen; im Gegenteil, dieses Emporwachsen zahlreicher kleiner Lokalvereine ist eine hochehrwürdige Tatsache, welche meinen Vorwurf des verminderten antiquarischen Interesses scheinbar widerlegt. Aber doch nur scheinbar, jedenfalls nur sehr teilweise. Denn diese kleinen Vereine mit ihrem rein lokalen, eng begrenzten Interessenkreis sind in Gefahr, antiquarische Kirchturmpolitik zu treiben. Die meisten ihrer Mitglieder beschränken ihr antiquarisches Interesse wirklich nur auf die Schicksale ihres Heimatortes und allenfalls seiner allernächsten Umgebung, schon die historischen Schicksale der nächsten Stadt interessieren sie nicht mehr und vollends für größere Zusammenhänge, für die Geschichte größerer Territorien haben sie kein Verständnis übrig. Geistige Inzucht ist es, was in manchen dieser kleinen Lokalvereine getrieben wird mit all ihren schädlichen Folgen. Daß uns aber jetzt mehr als je ein starkes Gefühl der Zusammengehörigkeit zu einem großen Ganzen bitter notwendig ist, das wird niemand bestreiten wollen. Und was könnte dieses Gefühl mehr stärken und festigen, als die aus der zweitausendjährigen Geschichte der Heimat geschöpfte Erkenntnis gemeinsamen Volkstums, gemeinsamer Kulturentwicklung in der Vergangenheit und damit der Notwendigkeit festen Zusammenhaltens auch für die Zukunft? Zur Stärkung des politischen Solidaritätsgefühls, welches bei uns Deutschen noch immer so schwach entwickelt ist, können auch die kleinen Altertumsvereine das ihrige beitragen, wenn sie aus ihrer örtlichen Abgeschlossenheit mehr heraustreten, wenn sie sich mehr als bisher auch um die Tätigkeit anderer Vereine und größerer Verbände kümmern. Nun existieren ja schon seit einer Reihe von Jahren mehrere solche größere Vereinsverbände: es gibt einen nordwestdeutschen und einen südwestdeutschen Verband der Altertumsvereine und außerdem einen Gesamtverein der deutschen Altertumsvereine. Diese Verbände hielten regelmäßige Jahresversammlungen der Vereins-Delegierten ab, wo die gemeinsamen Interessen beraten und antiquarische Vorträge usw. gehalten wurden. Ihre Tätigkeit hat ja natürlich während des Krieges geruht, wird aber wohl in absehbarer Zeit wieder neu erwachen. Aber wenn wir ehrlich sein wollen, so müssen wir zugeben, daß der Einfluß dieser Verbände auf die einzelnen, namentlich die kleinen Altertumsvereine bisher nicht sehr groß war. Zunächst weiß ich, daß eine ganze Menge z. B. unserer kleinen rheinischen Vereine diesen Verbänden noch gar nicht angeschlossen sind, ja daß sie wohl von deren Existenz noch gar keine Ahnung haben. Wo aber der Anschluß schon besteht, da war es oft dem Verein nicht möglich, einen Delegierten zu der Versammlung zu entsenden, und wenn es doch geschah, so hatte eben meist bestenfalls dieser Delegierte etwas von den Beratungen und Vorträgen, der Verein als solcher blieb meist unberührt.

Was könnte nun zur Besserung dieser Zustände geschehen? Wir müßten m. E. hier innerhalb der Rheinprovinz selbst einen Unterverband der

rheinischen Altertumsvereine unter dem Vorsitz des Vereins von Altertumsfreunden im Rheinlande haben, der einen regeren Verkehr und Meinungsaustausch zwischen den Vereinen ermöglicht. Der Verein v. A. i. Rh. müßte jährlich tunlichst einige Sitzungen außerhalb Bonn's an dem Sitze des einen oder anderen kleinen Vereins abhalten, Ortsgruppen unseres Vereins müßten gegründet werden, in welchen Vorträge teils von den dortigen Vertretern, teils von Bonner Mitgliedern gehalten würden. Vertrauensmänner des V. v. A. müßten ernannt werden, die solche Ortsgruppen und Sitzungen leiten und vorbereiten und uns hier über die archäologischen Ereignisse im Lande auf dem Laufenden hielten. Und die kleinen Vereine der Rheinprovinz sollten nicht nur sämtlich in unseren Verein eintreten, sondern auch tunlichst sämtlich unsere Jahrbücher zu ihrem Publikationsorgan erwählen. Es hat keinen Zweck und ist schädlich, wenn sich das wissenschaftliche Material an Fundnotizen, Berichten und Forschungen immer weiter in kleinen Heftchen verzettelt, statt an einer leicht zugänglichen Stelle gesammelt zu werden. Von den Berichten der einzelnen Vereine und Lokalmuseen würden dann den betr. Vereinen so viele Sonderabzüge zum Selbstkostenpreis des Mehrdruckes zur Verfügung gestellt, als sie für ihre Mitglieder brauchen. So könnten die schweren Lasten der heutigen Druck- und Abbildungspreise den einzelnen Vereinen und uns erleichtert werden; die Tätigkeit der kleinen Vereine bliebe nicht verborgen, sondern fände die gebührende Beachtung und wäre für die allgemeine Wissenschaft besser nutzbar zu machen, als es jetzt der Fall ist. Und um ihre antiquarische Tätigkeit auf breitere Grundlage zu stellen, müßten all die kleinen Altertumsvereine sich antiquarisch-historische Büchereien anlegen, in welchen wenigstens die wichtigsten archäologischen Werke vertreten und ihren Mitgliedern zum Studium zugänglich sind.

Wenn dann so ein lebhafterer Verkehr und engerer Zusammenschluß zwischen den rheinischen Altertumsvereinen geschaffen wäre, dann könnten sie endlich auch an einige größere wissenschaftliche gemeinsame Aufgaben herangehen, die längst geplant sind, für deren endliche Inangriffnahme aber gerade jetzt, wo die Ausgrabungstätigkeit etwas zurücktritt, die Zeit und Gelegenheit günstig zu sein scheint. Wir sind nämlich in manchen Dingen gegenüber anderen Gebieten Deutschlands noch sehr im Rückstand.

Viel, unendlich viel ist hier in der Rheinprovinz von Museen, Altertumsvereinen und Einzelpersonen im einzelnen erforscht und gesammelt worden, aber es fehlt zurzeit gänzlich an einer Übersicht über dieses Material, ein um so empfindlicherer Mangel, je größer und reichhaltiger das Material schon ist und jährlich noch wird. Die rheinische Denkmälerstatistik, so ausgezeichnet sie über die mittelalterlichen und neueren Kunstdenkmäler orientiert, hat bisher nur einmal auch der rheinischen Antike einen größeren Raum gegönnt: Die römischen Altertümer von Köln sind von dem leider schon verstorbenen Professor Klinkenberg in ausgezeichnete Weise zusammengestellt worden. In allen anderen bisher erschienenen Bänden der Denkmälerstatistik nimmt die Antike nur einen sehr bescheidenen und nebensächlichen Raum ein.

Das soll gewiß kein Vorwurf sein; es liegt eben gar nicht im Plan und in der Möglichkeit dieser Veröffentlichung, auch noch den rheinischen Altertümern eine umfangreichere Behandlung zuteil werden zu lassen, als es geschehen ist und geschieht. Dankbar sei anerkannt und begrüßt, was auf diesem Gebiet dort getan worden ist. Aber es genügt natürlich nicht; die vorrömischen, römischen und alemannisch-fränkischen Altertümer der Rheinprovinz erfordern vielmehr eine eigene Denkmälerstatistik, zu welcher wenigstens jetzt die Vorarbeiten gemacht werden müßten.

Denkmälerstatistiken für die Vor- und Frühgeschichte existieren bereits für eine ganze Reihe anderer deutschen Landesteile. Für das ehemalige Großherzogtum Baden haben wir das zweibändige Werk von Ernst Wagner: Fundstätten und Funde im Großherzogtum Baden.

Württemberg hat vor einigen Jahren ebenfalls mit einer Fundstatistik begonnen, sie erscheint in einzelnen Heften, die den einzelnen Oberämtern, also Landkreisen, gewidmet sind. Bisher sind zwei Hefte erschienen: die Altertümer des Oberamts Blaubeuren von Goëßler und die des Oberamts Heidenheim von Hertlein.

Näher liegt uns durch die räumliche Nachbarschaft des behandelten Gebietes das Werk von Georg Wolff „Die südliche Wetterau in vor- und frühgeschichtlicher Zeit“, welches, herausgegeben von der R.G. Kommission, in zwei Teile zerfällt, einen allgemeinen, der die Besiedlungsgeschichte im Zusammenhang gibt und einen speziellen Teil, der die Fundstellen nach Kreisen und Gemarkungen geordnet aufzählt. Eine Fundkarte ist im Maßstab 1 : 50 000 beigegeben.

Ferner ist zu nennen die Fundstatistik von Thüringen, die vor- und frühgeschichtlichen Altertümer Thüringens von Goetze, Höfer und Zschiesche. Dann: Beltz: Die vorgeschichtlichen Altertümer Mecklenburg-Schwerins. Die Kunstdenkmäler von Brandenburg, 2 Hefte, die von Salzburg usw.

Eine solche Denkmälerstatistik als Grundlage für eine Siedlungskarte ist nun unbedingt für die Rheinprovinz auch notwendig. Aber sie ist ohne die intensivste Mitwirkung und das einträchtigste Zusammenarbeiten der Altertumsvereine und ihrer Mitglieder gar nicht zu machen. Man muß zunächst aus den Sammlungen, den Inventaren, Akten, Veröffentlichungen der großen und kleinen Museen und Altertumsvereine der Rheinprovinz das Material nach Fundorten ausziehen. Dieses gesammelte Material aber kann nur der Leitfaden für die Geländeforschung sein, es muß überall im Gelände nachgeprüft, ergänzt, berichtet werden. Die lokalen Beziehungen zu den Einwohnern von Stadt und Land müssen benutzt werden, um alte Flurnamen, frühere Fundstellen, alte Wege, Wälle, Gräben, Hügel, Mauerreste, sagenhafte Ortsbezeichnungen und dergl. zu erfahren, um die Stellen genau kartieren zu können. Das kann alles nur geschehen wenn die Aufgabe volkstümlich wird im weitesten und besten Sinne des Wortes und dafür können die vielen kleinen Altertumsvereine am besten wirken.

Hand in Hand mit dieser archäologischen Denkmälerstatistik entsteht dann gewissermaßen ganz von selbst die Siedlungskarte der Rheinprovinz¹⁾. Diese Arbeit, vor einer Reihe von Jahren schon von Nissen angeregt, ist dann von der Rheinischen Gesellschaft für wissenschaftliche Forschung auf Betreiben Loeschkes in Angriff genommen worden und es wurde zunächst im Regierungsbezirk Trier mit den Vorarbeiten dafür durch Herrn Dr. Oelmann begonnen, den später Dr. Drexel ablöste. Durch den Krieg geriet die Arbeit dann ins Stocken. Inzwischen wurde dann hier am Museum, angeregt durch die Röm.-German. Kommission eine Vorarbeit geleistet, indem Herr Assistent Hagen alles was bisher an römischen Straßen in der Rheinprovinz bekannt geworden ist, zusammenstellte und in große Kartenblätter eintrug. Auch diese umfangreiche Arbeit wird bei der Förderung der Siedlungskarte jedenfalls gute Dienste leisten. Deren Bearbeitung ist nun ganz neuerdings durch Herrn Privatdozent Dr. Aubin wieder neu aufgenommen worden und es besteht alle Aussicht, daß sie nunmehr energisch gefördert wird.

Eine andere allgemeine Aufgabe, die endlich auch für die Rheinprovinz gelöst werden muß, ist die Herstellung von archäologischen Wandtafeln. Auch in dieser Beziehung sind andere deutsche Landesteile uns schon seit Jahren und Jahrzehnten vorangegangen²⁾. Ich weiß, daß die Herausgabe solcher Wandtafeln schon vor etwa 40 Jahren vom Preußischen Kultusminister dem damaligen Direktor des Trierer Provinzialmuseums, Felix Hettner, aufgetragen worden ist, und daß eine große Menge Material dafür fertig gezeichnet längst in den Mappen des Trierer Museums ruht. Ich weiß aber auch von Hettner selbst, weshalb er sich nicht entschließen konnte, das Gesammelte herauszugeben; er hielt die Sammlung noch für unvollständig, namentlich nach der Seite der Vorgeschichte hin. Und er hatte tatsächlich recht, erst nach seinem Tode sind durch glückliche Funde und Ausgrabungen des Bonner und des Kölner Museums ganze große prähistorische Kulturperioden hier in der Rheinprovinz nachgewiesen worden, von denen zu Hettners Zeit einfach noch nicht ein Steinsplitter oder eine Topfscherbe gefunden war. Aber jetzt sind sie da und in reichlichen ansehnlichen Hinterlassenschaften in unseren Museen vertreten; die zur Zeit Hettners berechtigten Bedenken sind nicht mehr stichhaltig und so ist es an der Zeit, auch an die endliche Erfüllung dieser alten Pflicht zu erinnern. Solche Wandtafeln, die natürlich in einer ungeheuren Auflage hergestellt in allen Landratsämtern, Rathäusern, Forsthäusern, Gemeindehäusern, Schulen, Gasthäusern usw. der Rheinprovinz allgemein zugänglich aufgehängt werden müssen, können großen Nutzen stiften, indem sie den Blick der Jugend und des einfachen Mannes für solche Funde erziehen und schärfen, einen sinnfäll-

1) Vgl. Schumacher, Materialien zur Besiedlungsgeschichte Deutschlands, Mainz 1913, S. 9 ff.

2) Vgl. Schumacher a. a. O. S. 23 f.

ligen Begriff geben von der unendlich reichen alten Kultur des Rheinlandes und so das Interesse und Verständnis für die Heimatgeschichte verbreiten und beleben helfen.

Freilich ist die Aufgabe, eine gute Wandtafel herzustellen, hier im Rheinland viel schwerer, als etwa in Mittel- und Ostdeutschland, weil das Material infolge der sehr viel reicheren Kulturentwicklung viel reichhaltiger und mannigfaltiger und daher die Auswahl der Typen sehr viel schwieriger ist. Kommt doch hierzulande nach der sehr reichen vorgeschichtlichen Entwicklung, die halbttausendjährige römische Periode, die im Osten als ganz nebensächlich behandelt werden kann, weil sie dort nur durch spärliche Streufunde, die der Handel dorthin brachte, vertreten ist; bei uns im Westen aber gibt sie der Kulturentwicklung eine so entscheidende Signatur, daß dahinter die vorrömische und die nachrömische frühgeschichtliche Epoche völlig zurücktreten. Wir werden deshalb für die Rheinlande mit einer Tafel wohl kaum auskommen, und dementsprechend ist die Aufgabe auch hier viel kostspieliger als dort, ganz abgesehen davon, daß die Herstellungskosten auch nur einer Tafel heute wohl ungefähr das Zehnfache von dem betragen werden, was die älteren schon vorhandenen Wandtafeln gekostet haben. Aber ernstlich ins Auge gefaßt muß die Aufgabe doch einmal werden, man wird aber wohl nicht für die Rheinprovinz allein besondere Wandtafeln brauchen, sondern die westdeutschen Länder und Provinzen könnten sich wohl zu dieser Aufgabe vereinen, wodurch sie leichter ausführbar würde. Auch hier wird es nicht ohne die tatkräftige ideelle und materielle Unterstützung der Altertumsvereine gehen: durch Erwerbung einer größeren Anzahl Exemplare dieser Wandtafeln für ihre Interessen- und Einflußsphären würden sie da schon viel Nützliches leisten.

Im engsten Anschluß an diese allgemeinen Arbeiten können dann auch manche Spezialaufgaben aus dem Gebiete der Siedlungsgeschichte besser gefördert werden, die zwar alle längst in Arbeit sind, die aber hier einmal zusammenzufassen vielleicht nicht unnütz sein dürfte. Gehen wir dabei in historischer Ordnung vor und beginnen mit der ältesten Kulturperiode, der älteren Steinzeit. Die Provinz, welche den Neandertalmenschen ihr eigen nennt, hat die Ehrenpflicht, die Erforschung der paläolithischen Periode nicht außer Acht zu lassen. Vieles ist auf diesem Gebiet noch zu tun. Die Höhlenforschung liegt bei uns noch sehr im Argen. Die Höhlen des Kartstein und bei Gerolstein sind zwar ausgegraben, doch konnten leider die Schichtenfolgen nicht ganz einwandfrei festgestellt werden. Die von Vulkanen verschütteten Hänge der Südeifel bei Andernach, die Lößbänke bei Metternich bedürfen der Nachprüfung, ob nicht eine Anlehnung der Ansiedlungen an Felswände vorhanden ist. Die wichtigen neuen Menschenfunde von Oberkassel, andere Einzelfunde bei Alfter, Weilerswist, Unkelstein locken zur Untersuchung.

Zwischen der älteren und jüngeren Steinzeit klafft hier im Rheinland vor der Hand ein Hiatus. Von den anderwärts festgestellten oder angenommenen

Übergangsperioden ist noch nichts gefunden. Möglich, daß sie hier gar nicht bestanden haben, aber es wäre falsch, ihr Vorhandensein leugnen zu wollen, weil sie bisher noch nicht gefunden sind, dafür ist die Forschung hier im Rheinland noch nicht genügend weit vorgeschritten.

Die Erforschung der jüngeren Steinzeit befindet sich in erfreulichem Fortschreiten. Während vor zwanzig Jahren noch kaum eine neolithische Scherbe in der Rheinprovinz gefunden war, kennen wir jetzt schon eine ganze Reihe Ansiedlungen, Hüttenplätze, Wohngruben, Befestigungen, Gräberfelder der verschiedensten jungsteinzeitlichen Kulturgruppen. Wir können bereits verfolgen, wie die verschiedenen Stämme teils von der Schweiz her rheinabwärts, teils von der Donau her, teils aus der Wetterau ins Rheintal vorgedrungen sind und sich von da aus entlang den Seitentälern ergossen haben. Aber für weite Strecken der Rheinprovinz fehlt uns doch noch jede Spur der festen Ansiedlungen. Das ganze Flußgebiet der Mosel mit ihren Seitentälern und den sie umfassenden Höhen, das Gebiet der Ahr weist noch keinerlei neolithische Siedlungen auf und weiter nördlich und vollends rechtsrheinisch sind auch erst ganz vereinzelte Spuren bekannt, von einem allgemeinen Siedlungsbild sind wir noch weit entfernt. Die ganze Gruppe der Megalithkultur, die im benachbarten Holland, Westfalen, Hannover usw. so reich vertreten ist, fehlt hier in der Rheinprovinz noch gänzlich.

Noch lückenhafter ist unsere Kenntnis der bronzezeitlichen Kultur im Rheinland. Im südlichen Rheinland ziemlich stark vertreten, fehlt sie am Niederrhein fast gänzlich. Dies wird freilich nicht mit mangelhafter Erforschung des niederrheinischen Gebiets, sondern vielmehr mit der eigentümlichen Richtung der bronzezeitlichen Handelswege zusammenhängen, welche zwar den Ufern des Oberrheins von Süden her folgte, dann aber ins Maintal abbog und von da aus nach Mittel- und Norddeutschland eindrang.

Besser bestellt ist es wieder um unsere Kenntnis der eisenzeitlichen Kulturperiode, der sog. Hallstatt- und La Tène-Kultur, wenigstens was die Verbreitung dieser Kulturstufen im Rheinland anlangt. Dagegen tappen wir noch sehr im Dunkeln bezüglich ihrer Zeitstellung, d. h. der Dauer der einzelnen Kulturperioden innerhalb des letzten vorchristlichen Jahrtausends und ihres Verhältnisses zueinander. Die früher übliche Einteilung, wonach man jeder der beiden Kulturgruppen ungefähr ein halbes Jahrtausend überließ, ist viel zu schematisch, und die neuerdings hier und da versuchte genauere chronologische Umgrenzung der Unterabteilungen der Hallstattperiode mit bestimmten Jahreszahlen entbehrt auch der leisesten objektiven Stütze und Beweiskraft. Mit solchen aus der Luft gegriffenen chronologischen Konstruktionen kommt man nicht weiter, sondern verbaut sich nur den Weg zur richtigen Erkenntnis. Es wird hier zunächst einmal einer wirklich wissenschaftlichen Aufarbeitung des bisher vorhandenen Materials bedürfen, dann wird man allmählich erkennen, wie die örtliche Verbreitung der verschiedenen Gefäß- und Gerättypen, der Eigentümlichkeiten in Wohn- und Begräbnisweise ist, inwieweit die verschiedenen Kulturgruppen sich gegen-

seitig beeinflußt haben, also gleichzeitig waren, inwieweit sie sich auseinander entwickelt haben, also verschiedenen Zeiten angehören. Man wird die Wohnsitze der literarisch überlieferten einheimischen Volksstämme im Rheinland, der Treverer, Ubier, Sugambres, Eburonen, Menapier, Nervier und wie sie alle heißen, geographisch tunlichst genau zu bestimmen suchen und untersuchen müssen, ob ihre Grenzen etwa mit denen der Verbreitungsgebiete der angedeuteten Kultureigentümlichkeiten zusammentreffen¹⁾. Die Frage, inwieweit der mächtige breite Rheinstrom in den Zeiten primitiver Kultur eine völkerverbindende Straße, inwieweit er eine völkerscheidende Grenze war, ist bei diesen prähistorischen Untersuchungen natürlich von besonderem Interesse, und sie ist nur archäologisch durch umfassende Vergleichung der Hinterlassenschaften der einheimischen Einwohner links und rechts vom Rhein zu lösen.

Diese Fragen führen natürlich zum Teil schon in die Zeit der römischen Okkupation des Rheinlandes hinein, deren Erforschung immer die größte und wichtigste Aufgabe der rheinischen Provinzial-Archäologie bleiben wird, so viel auch schon auf diesem Gebiet getan worden ist. Auf dem ersten Blatt der wirklichen Geschichte des Rheinlandes steht der Name Julius Caesar. Aus seinen Feldzügen, die sich nicht nur bis an, sondern bekanntlich zweimal über den Rhein hinüber erstreckten, müssen sich Spuren erhalten haben. Denn allein schon die römische Vorschrift, nach der kein Heer auch nur eine Nacht ohne ein mit Wall und Graben befestigtes Lager kampieren durfte, eröffnet den Ausblick auf eine große Menge cäsarischer Marschlager im Rheinland. Freilich sind diese nur vorübergehend besetzten Marschlager meist schwer zu finden, da sich in ihnen bei der kurzen Besetzung wenig Kulturreste, Topfscherben usw. finden werden, ohne solche Reste aber die Zeit der Befestigungsanlage unbestimmbar bleibt. So kommt es, daß wir außer einigen Befestigungswerken bei Urmitz und Bendorf bisher noch keinen festen Punkt Cäsarischer Zeit nachweisen können und daß die berühmte Frage nach den Plätzen von Cäsars Rheinbrücken immer noch nicht mit voller Sicherheit gelöst ist.

Die politischen und militärischen Maßnahmen der römischen Kaiserzeit zur dauernden Beherrschung der rheinischen Provinzen und zur Abwehr der freien Germanen haben zahlreiche monumentale Reste hinterlassen, deren Erforschung bekanntlich seit langer Zeit besondere Aufmerksamkeit gewidmet wird. Als abgeschlossen darf die Erforschung des obergermanischen römischen Limes auf der rechten Rheinseite betrachtet werden. Der linksrheinische römische Festungsgürtel ist bereits weitgehend bearbeitet, doch bleibt hier noch viel zu tun. Unsere Kenntnis der Lage und Beschaffenheit der literarisch überlieferten 50 Kastelle, die Drusus am Rheinufer errichtete, ist noch recht lückenhaft. Die Erforschung von Vetera hat erst begonnen,

1) Vgl. Schumacher, Gallische und germanische Stämme und Kulturen im Ober- und Mittel-Rheingebiet zur späteren La-Tènezeit. Prach. Zeitschr. VI. 1914. S. 230 ff.

das Legionslager von Köln ist noch ganz unbekannt, das von Bonn erst teilweise erforscht, nur Novaesium kennen wir gut und von den kleinen Kastellen erst Urmitz, Andernach, Remagen, Alteburg bei Köln.

Von der Erforschung des römischen Straßennetzes war schon die Rede; hier wird es vor allem auf eine kritische Ausmerzung vieler früher irrtümlich als römisch angesehenen Straßen ankommen. Auch sonst wird auf diesem Gebiete manches üppig und fröhlich wuchernde Unkraut auszujäten sein. Ich denke dabei vor allem an die sonderbaren Theorien über die römische Vermessung des Rheinlandes, welche im Lauf der letzten Jahre in einer hiesigen Tageszeitung Verbreitung gefunden haben, und die nach meiner festen Überzeugung auf einer völligen Verkennung der historischen, kulturhistorischen und militärischen Voraussetzungen der römischen Besetzung und Besiedlung des Rheinlandes beruhen.

Und was die bürgerliche Besiedlung des Rheinlandes in römischer Zeit angeht, so sind auch hier noch viele wichtige Fragen unbeantwortet. Je klarer und selbstverständlicher die Tatsache ist, daß die Bewohner des rheinischen Hinterlandes, also des Hunsrücks, des Moseltales, der Eifel und der ihr nördlich vorgelagerten niederrheinischen Tiefebene, ihrer weit aus überwiegenden Mehrzahl nach keine Italiker, sondern die einheimischen unterworfenen Kelten und Germanen waren, die zwar im Laufe der Jahrhunderte sich in vieler Beziehung die Vorzüge der römischen Kultur angeeignet hatten, daneben aber ihre angestammte Eigenart in Religion und Sprache, Kleidung und Sitte zähe festhielten, desto mehr erhebt sich die Frage, inwieweit die bürgerlichen, zumal die ländlichen Wohnhäuser, die Bauernhöfe südlich italische Formen angenommen haben, inwieweit aber auch sie an einheimisch-vorrömische Bau- und Siedlungsformen anknüpfen. Man wird von vornherein geneigt sein, einen starken einheimischen Einschlag im Wohn- und Bauwesen vorauszusetzen; denn nächst der Kleidung und Nahrung ist doch nichts so sehr vom Klima und der sonstigen natürlichen Beschaffenheit des Landes abhängig, wie die Wohnung. Daß man im rauhen Eifelwinter nicht wohnen konnte wie in Rom und Pompeji, ist doch ohne weiteres klar, das Klima forderte gebieterisch seine Konzessionen auch von den aus dem Süden Eingewanderten, und von diesen erst recht. Um die Frage aber sicher beantworten zu können, müßten wir erst die Form des einheimisch-keltischen vorrömischen Wohnhauses und Gehöftes kennen, und da ist unser Wissen noch sehr lückenhaft. Denn da diese Häuser nicht massiv mit steinernen Mörtelmauern und gebrannten Ziegeln hergestellt sind, sondern Holz- und Lehmbauten waren, so sind ihre Reste und Spuren viel schwerer zu finden, als die Steinfundamente der römischen Zeit. Über römische Villen, ihre Gestalt, Ausdehnung und Bauweise sind wir gut unterrichtet. Aber die wichtige Frage, ob solche Villen zu Dorfgemeinden, *vici*, zusammengeschlossen, oder ob sie nur große Einzelsiedlungen waren und, falls das letztere, wie dann die inschriftlich mehrfach bezeugten Dörfer, die *vici*, ausgesehen haben, ist noch offen. Wie die Tempelbezirke und Gräberfelder zu den zugehörigen Dörfern

lagen, und ob in all diesen Siedlungsformen in den verschiedenen Teilen des Rheinlandes erhebliche Unterschiede bestanden haben, alles das harret noch der Beantwortung und Erforschung.

Alle diese Aufgaben und noch manche anderen, auf die ich heute nicht mehr eingehen will, können nur mit Hilfe der regsten Beteiligung der rheinischen Altertumsvereine und ihrer Mitglieder gelöst werden. Deshalb, ich wiederhole es, sollten die Vereine zu ihren guten, alten Traditionen, wie ich sie vorhin gekennzeichnet habe, zurückkehren und zu gemeinsamem Schaffen sich zusammenschließen. Aber in einem müssen sie noch weit über die früheren Bemühungen hinausgehen: in dem Kampf gegen die rein materialistisch-gewinnsüchtige Behandlungsweise unserer heimischen Altertümer. Die Tendenz, unsere heimischen Bodenfunde, die Urkunden unserer frühesten Geschichte, rein als Marktware zu betrachten, gerade gut genug, um sich daran zu bereichern, diese Tendenz ist erst neueren Datums, mit ihr hatten die Altertumsvereine in ihrer Jugend noch nicht zu kämpfen. Aber es ist zu befürchten, daß dieses verwerfliche Streben jetzt bei der allgemeinen Teuerung und dem finanziellen Rückgang Deutschlands sich noch in verstärktem Maße geltend machen wird. Das Ausgrabungsgesetz von 1914 ist ja eine gute Waffe dagegen, aber es ist noch viel zu wenig bekannt und schützt nur die zukünftigen Funde, nicht die früher gemachten. Es wird eine der vornehmsten Aufgaben der Altertumsvereine sein, dieses Gesetz in weitesten Kreisen bekannt zu machen und ihm Geltung zu verschaffen, und Verfehlungen gegen dieses Gesetz nötigenfalls rücksichtslos zur Anzeige zu bringen, damit unser armes Vaterland nicht noch mehr, als es schon geschehen ist, auch nach der ideellen Seite hin verarme. — Nicht alles von oben erwarten, wie wir es früher taten, sondern sich auf eigene Kraft und Tüchtigkeit besinnen, ist heute mehr als je Pflicht der Altertumsvereine und wahrlich nicht dieser allein!

Am 16. November 1919 sprach Geheimrat A. Schulte über Anfänge des Kölner Dombaues 1247/8. Der Vortrag wird als Aufsatz später erscheinen.

Am 8. Dezember 1919 sprach zur Feier von Winckelmanns Geburtstag Geheimrat Dyroff über die Bonner Marktsäule und ihre Verwandten.

Die Bonner Marktsäule (vgl. Paul Clemen, Die Kunstdenkmäler der Stadt und des Kreises Bonn S. 154), muß, bevor sie als Gerichtszeichen, Marktsäule (Rolandsäule) oder Zeichen der Stiftsimmunität (Werner Hesse, R. Pick u. a.) diente, etwas anderes gewesen sein. Die romanische Plinte wurde ihr offenbar unterschoben. Ihr roter Sandstein, in Bonn nicht einheimisch, weist auf Trier als Herstellungsort. Die aus Drachenfels Trachyt gebildete, etwas schief liegende Kugel darauf muß, falls sie eine mittelalterliche Kanonenkugel ist, eine Vorgängerin an gleicher Stelle gehabt haben. Es wäre eine tolle Laune gewesen, hätte jemand im Mittelalter statt eines Kreuzes (vgl. Trier, wo 1258 auf die vermutlich antike Granitsäule des

Hauptmarktes ein solches gesetzt wurde; Fr. X. Kraus II. 200 Nr. 422 unter Berufung auf Haupt) eine zufällig in die Nähe versprengte Kanonenkugel der alten Säule als Krone gegeben; solche Kugeln vermauert man oder ziert wie in Burghausen auf der Burg die Straßen damit.

Die Form der Säule erinnert, wie Clemen sagt und selbst von Skeptikern zugegeben wird, an römische Antike. Bekanntlich breitete sich einst in ihrer Gegend ein römisches Gräberfeld aus (s. Clemen). Das Nächstliegende ist also, in ihr eine römische Grabsäule zu sehen. Nehmen wir an, was durch die spätere Anlage der sich hinter dem Münster einst hinziehenden Festungswerke keineswegs verboten wird, nämlich, daß zum rückwärtigen Münstereingang ein Weg lief, ferner, daß auch an dem Platze der Rheinisch-Westfälischen Diskontobank ein Gebäude stand, so kennzeichnete die Marktsäule, die mit einem Marktkreuz nichts zu tun hat und sonderbar schräg zum nächsten seitlichen Münsterportal angeordnet ist, einen Kreuzweg. Wie mir tausende von Beobachtungen in den verschiedensten Gegenden Deutschlands beweisen, ragen Wegkreuze der mannigfaltigsten, oft bemerkenswertesten Form (die einmal über ganz Deutschland hin untersucht werden sollte), oder Bildstöcke, Kapellen, dort empor, wo jetzt noch Wege sich kreuzen oder im Feld oder sonstwo noch Spuren eingegangener Querwege zu erspähen sind. Unsere Vorfahren hatten ihren Kult von Kreuzweggeistern, die der Aberglaube in bösem oder gutem Sinne noch in meiner Jugend festhielt. Wenn St. Augustinus und andere die „Gelübde“ an Bäumen bekämpfen, so verschont neben diesen und den Brunnen, Quellen die mittelalterliche Bußdisziplin der Kirche die Steine nicht. Auf der Synode von Nantes 668 werden lapides erwähnt, die an ruinösen Orten infolge der von Dämonen ausgehenden Täuschungen verehrt werden. Auch anguli waren Stätten sakrilegischer Gelübde. Nach Tertullian war gerade Gallien an abergläubischen, vor Gräbern dargebrachten Opfern reich. Wenn die Marktsäule aus einer antiken Grabsäule ein Kreuzwegzeichen geworden war, so wurde sie von selbst allseitig mit heiliger Scheu gepflegt, und für ihre Erhaltung war gesorgt. Die triviale Erklärung, daß die Kugel „architektonischer“ Abschluß der Säule sei, kann bei einem vor der Zeit der Renaissance vorhandenen Werk nicht verfangen. Man zeige uns doch Kugeln auf so einsam stehenden Säulen! Nach einem auf verschiedenen Gebieten waltenden Kulturgesetz war früher sinnvoll, was später leeres, äußerliches, gar mißverstandenes Ornament oder gehaltlose, abgegriffene Form wurde. Ein von Franz Winter einige Male gegebener Wink heißt uns bei rheinischen Sachen, die mit der Antike zu tun haben, zuerst nach Gallien blicken. Das sog. Mosaik von Lyon kann uns, obwohl auf ihm die drei metae des wiedergegebenen Hippodroms mehr langgezogenen abgestumpften Kegeln gleichen und die daraufliegenden Kugeln verhältnismäßig klein sind, doch das eine lehren, daß man kugelartige Gebilde auf säulenartige Freisteine setzte und das Ganze an Plätzen anbrachte, die zum Altar der Rennbahn in einer gewissen Parallele stehen.

Die Annahme eines Zufalles, die nur bei völlig vereinzelt und ohne

Zusammenhang dastehenden Erscheinungen gemacht werden darf, wird noch mehr zurückgedrängt durch eine Säule mit daraufruhendem, kugelartigem Ding, die auf einem unteritalischen Grabdenkmal sichtbar ist (R u d. P a - g e n s t e c h e r, Unteritalische Grabdenkmäler, Straßburg 1912, S. 66, Tafel VIa), in Verbindung mit der Iglersäule bei Trier, die zwar keine Rund-, aber doch eine komplizierte Pfeilersäule ist und eine Kugel trägt. Letztere Kugel diente dem Adler des Jupiter als Stütze, der den Ganymedes in den Himmel hob. Die Iglersäule wird als Verschmelzung von Grab- und Ehrendenkmal charakterisiert, und da auf ihrer Nordseite der Sonnengott mit Wagen gen Himmel fährt, darf die Kugel als Sonnenkugel gedeutet werden. Die ebenfalls freistehende Trajanssäule hat einen halbkugelartigen Abschluß. Nach der Sage hielt die oben angebrachte Figur des Kaisers dessen Asche mit eigener Hand in einer Kugel, was wenigstens beweist, daß der Volksglaube Kugel und Tod in Beziehungen setzte.

Ziemlich nahe Analogien bieten sodann die freistehenden Grabsäulen mit einem Aufsatz in Gestalt eines Pinienzapfens, eines Phallus. Nicht ohne Grund erblickt man in solchen Zeichen Hinweise auf fortzeugende Fruchtbarkeit und Ewigkeit. Löwen auf Freisäulen waren augenscheinlich in das große Grabdenkmal von Karakusch mit hineinkomponiert. Der Löwe, in Leontopolis allgemein verehrt, war zu Heliopolis, wo Löwen im Hause Gottes unterhalten wurden, soviel wie der Sonnengott und Stadtgott. Man vergleiche die Veden, die die erblassende Sonne, aber auch Indra, den Töter des Ungeheuers Vitra, als Löwen geben. Die Sirenen auf Freisäulen sollen auf die Totenklage hinweisen.

Die Zusammenfassung der Kugel mit der Säule ist sehr künstlich. Daher muß die Untersuchung des Sinnes der beiden getrennt vorgenommen werden. Für die Säule, die wohl bald Ersatz für einen Baum war, bald aber an den Platz eines nicht oder nur roh behauenen Steines trat, ist es leicht, bei den verschiedenartigsten Völkern eine Deutung als Sitz oder als Stellvertreter einer Gottheit zu finden. Die Literatur darüber ist reich. Die Verehrung der Hera, des Dionysos u. a. in Säulenform ist sogar bezeugt. Vom Sitz oder Stellvertreter eines Gottes zum Sitz oder Stellvertreter einer bevorzugten Menschenseele ist kein weiter Weg. Auf dem Grabe des Lyders Alyattes, standen über dem kreisförmigen Unterbau fünf steinerne Kegelsäulen. Der damit verbundene, nie versiegende Gygaische See gleicht dem Lebenswasser der Semiten; die inschriftlich dort festgelegte Beteiligung von Venusdienerinnen gemahnt ebenso an Unsterblichkeitsvorstellungen der Asiaten. Den *οἴκοι* des Herodot entsprechen in der von Lydien stark beeinflussten etruskischen Kultur die Kegel- und Rundsäulen auf Gräbern. Die semitische Massebe galt als Mittel der Seele zum Fortleben der Seele nach dem Tode. In die geheime Symbolik der Alten lassen noch Märchen und Sagen hineinblicken. Den engen Bund zwischen Unsterblichkeitsglauben und Baumverehrung erkennt man unschwer aus dem altägyptischen Märchen „Von den zwei Brüdern“. Dazu und zur Sage von Isis, Osiris und dem Erikebaum,

der zum Teil als *κίον* unter ein Dach gesetzt wird (Plut. De. Is. c. 16/68. Parthez 259) gibt es eine merkwürdige modernisierende Parallele in einem mir aus der Kindheit bekannten Märchen von zwei Schwestern, einer geheimnisvollen Kuh (s. Isis als Kuh) und einem in einen feurigen Balken verwandelten, dann durch Spaltung des Balkens wieder entzauberten Prinzen (vgl. auch Mart. Deutinger, Bilder des Geistes, Augsburg 1846, S. 40). Ein Seitenstück zur Iglar wie zur Trajanssäule gibt der Komplex der Sagen, den Franz Kampers (Das Lichtland der Seelen und der heilige Gral, Köln 1917) entwirrt: Der Sonnengott, die Erde als Tisch, ein symbolischer Sonnenstein, eine Säule, eine Wendeltreppe tauchen in einem Gedankengänge auf, der vom Tod zum Wiederaufwachen führt und auch im Zaubерsee das Lebenswasser und im Märchenland den Venusdienst verwertet.

Wenn sonach die Freisäule etwas mit Gottheit, Jenseits, Unsterblichkeit zu tun hat, so muß der Ersatz der Pinienzapfen und anderer pflanzlicher und tierischer Symbole (?) der Unsterblichkeit, Göttlichkeit, Majestät durch Kugeln einen gelehrten Anlaß haben. Dieser wird kaum das phönizische Vorbild einer Kugeldarstellung der Sonne (?) in der Mondsichel oder sonstiger asiatischer Einfluß, schwerlich auch die Kugel des „Glückes“, ein späteres und sehr künstliches Gebilde, das mit dem Tod nur ganz von ferne in Beziehung gesetzt werden könnte, sondern die wissenschaftliche Entdeckung der Welt-Sonnen-Erdkugel durch die Philosophen geboten haben. Sind die Mosaiken und samischen Münzen, auf denen Pythagoras, sei es mit einem langen, sei es mit einem kurzen Stab, sei es mit der Rechten eine Kugel berührt, recht spät und kann auch das Grab des Archimedes mit seiner auf einer Säule befindlichen mathematischen (nicht astronomischen) Kugel nicht als sehr früh angesehen werden, sie beweisen doch, daß die Kugel von der Kunst mit den Pythagoräern und nicht etwa mit Parmenides oder Anaximandros in Verbindung gebracht wurde. Die Beziehung jener Mosaiken auf Pythagoras hat Bernoulli (Griechische Ikonographie II 36 f. 37) nicht ernst genug erwogen. Die Marktsäule ähnelt der Pythagorassäule auf der samischen Münze überraschend. Diese hat auch zwei Ringe, nur ist sie oben mit so etwas wie einem Tuch bedeckt. Doch ist bei der Marktsäule der Bezug auf Pythagoras wohl ausgeschlossen.

Nicht unmöglich aber ist es, die Kugel einfach als Erd-, Sonnen- oder Weltkugel zu nehmen. Die angeführten Mosaiken und andere Darstellungen zeigen eine Sonnenuhr auf einer Säule. Die unter den Füßen der Nike rollende Kugel wird am besten als Weltkugel gedeutet (Studniczka). Für engere Beziehung auf Grab, Tod, Jenseits sprechen aber die Kugeln auf etruskischen Grabhügeln, bei denen, nachdem die Erdaufschüttungen pyramidenische Form aufweisen, ein besonderer Spitzenabschluß überflüssig war. Für die Kugel auf einer Grabstätte liegt der Fall nicht anders. Wie bei den etruskischen Kugelhügeln der Leib im Unterbau ewig versorgt war, so dürften Pyramide mit Kugel auf das Jenseits der Seele hinweisen. Genau entsprechend würde im Postament der Trajanssäule die Asche des Kaisers

dauernd festgehalten, seine animula aber über die zum Himmel führende Riesensäule auf dem wendeltreppenartigen Spiralengang der figürlichen Reliefs zum Götterheim emporgedrungen sein. Das Hadriansgrab war durch Pfauen, die bekannten Symbole der Unsterblichkeit, geziert. Auf Gemmen erscheint der Pfau bei Priap, dem Wächter des Lebens und des Todes. Auch mit der Säule wird gelegentlich der Pfau zusammengestellt. Die wahrscheinlichste Hypothese für die Marktsäule wäre nach allem: Sie geht auf eine römische Grabsäule zurück, deren Urform nicht vor der hellenistischen Zeit entstanden sein wird, die selbst aber vielleicht der hadrianischen Zeit angehört. Ob die von Fr. Winter (Altertümer von Pergamon VII 1908² 143 Fig. 129c) mit Recht in Zweifel gezogene Nike auf einer Kugel etwas mit der von uns vorausgesetzten Anschauungsweise zu tun hat, wie es mit der Vorstellung der Säulenheiligen, die durch Stehen auf der Säule dem Himmel näher zu sein glaubten, wie es mit der Iringsäule und den Riesensäulen bei Kleinheubach-Miltenberg, bei Römershag i. d. Rhön, bei Wahn, mit den Bautasteinen steht, ob die grabsäulenähnliche „Gigantensäule“ und die Jupitersäule zu Frankfurt a. M. (Reinhard Müller, Histor. Bilderatlas zur Geschichte Frankfurts 1917), ob überhaupt die antiken Tempelsäulen, die das Haus Gottes deutlich gegen den tiefer stehenden Altar abgrenzen, ob die Rolandswerther Brunnensäule mit Kugel (hier hat sie einen Äquator) irgend etwas mit der Idee unserer Marktsäule zu tun haben, muß hier dahingestellt bleiben. Sonderbar ist ein aus Rundsäulen zusammengesetztes Wegkreuz vor Röttgen. Die Kugelsäulen vor der Würzburger Residenz sollen zu einer architektonischen Darstellung des platonischen Sonnensystems gehören. So gewährt das Thema „Kugel auf Säule“ Ausblicke nach den verschiedensten Seiten.

Der Vortrag war von den Herren Carl Clemen, Elter, Heimberger, Littmann und besonders freigebig von Herrn Franz Winter durch bibliographische Auskünfte und Angaben von Parallelen unterstützt.

Am 18. Januar 1920 sprach Regierungsbaumeister H. Mylius über den Legatenpalast des Lagers Vetera und seine Rekonstruktion. Der Vortrag ist in diesem Jahrbuch oben S. 22 ff. abgedruckt.

Am 15. Februar 1920 sprach Prof. Paul Schubring-Berlin über den „antiken Mythos in der Malerei des Quattrocento“. Die Vertrautheit der Renaissance mit dem literarischen Erbe der Antike bezeugt sich nicht in den kirchlichen Bildern und Plastiken, wohl aber in den Truhnenbildern, den sog. „Cassoni“, deren Fronten vielfach mit mythologischen Bildern geschmückt waren, die Anspielung auf Eheglück, Kindersegens und Amors Herrschaft enthalten. Der antike Mythos war nie vergessen worden, das Mittelalter hat das antike Sägengold in mannigfacher Weise verwaltet und verwandelt, aber immerhin betreut. Dante war es dann, der mit einem gewaltigen Aufgebot mythologischer Anspielungen den Leser verpflichtete, die alten Märchen sich gegenwärtig zu halten; Petrarca hat in seinen Trionfi,

Boccaccio vor allem in seinen Büchern *de viris illustribus* und *de claris mulieribus* antike Heroen-Reihen aufgestellt. Nun griff man auch zu den antiken Schriftstellern; vor allem Kompendiarier wie die des Valerius Maximus und Hygin boten willkommene Reihen schlagkräftiger Anekdoten, in denen die Unerschrockenheit, Klugheit und Ausdauer des Mannes, die Reinheit, Furchtlosigkeit und Leidenschaft der Frau gepriesen wurde. — Die Truhenbilder umfassen die Zeit von 1350—1530 etwa; die stärkste Produktion erlebt Toscana in Florenz und Siena, Umbrien steuert einiges bei, ein norditalienisches Zentrum ist Verona, wo Guarinos Einfluß zu spüren ist, Padua, Ferrara und Mailand geben weitere Beiträge. Dagegen pflegt Venedig nur die geschnitzte, nicht die gemalte Truhe, Rom schweigt im 15. Jahrhundert noch ganz, um dann im 16. den emphatisch-pathetischen Stil der geschnitzten Front zu entwickeln. Von den etwa 1000 Cassoni-Bildern, die der Vortragende gesammelt hat („Cassoni“, Leipzig, Hiersemann 1915) sind etwa $\frac{3}{4}$ mythologisch. Die Sage setzt bei dem Paris-Urteil ein, begleitet dann die homerischen Helden der Ilias und namentlich Odysseus; noch wichtiger ist dessen italischer Erbe Aeneas, der als Stammvater der gens Julia und Gründer Roms das höchste Ansehen genoß. Dann wird die Frühzeit Roms, die Römertugenden der alten Männer und Frauen nach Livius' zwei ersten Büchern illustriert. Die Sage geht herab bis zu Traian, dessen Gerechtigkeit gegen die Witwe schon Dante (*Purgatorio* X) gepriesen hatte; auch das Spätkind der antiken Mythologie, Apuleius' heiteres Märchen von Amor und Psyche ist im Truhenbild häufig illustriert worden. Solche Darstellungen ermöglichen es uns z. B., Raffaels nicht ausgeführte Fresken an den unteren Wänden der Farnesina stofflich zu rekonstruieren. Überhaupt bilden die kleinen feinen Truhenmalereien die Vorstufe und Voraussetzung für die großen Fresken des Cinquecento; Leonardos und Michelangelos Wettkampf mit den Schlachtbildern von Anghiari und den Cascinen ist vorgebildet durch entsprechende Truhenbilder aus der Uccello-Schule. — Glaubte man früher, nur handwerkliche Arbeit in diesen Cassonibildern sehen zu sollen, so ergab sich bei systematischer Sammlung, daß Viele der Großen dabei mitzuwirken nicht verschmäht haben: in Florenz Masaccio, Uccello, Botticelli, Pesellino, Piero di Cosimo, Filippino; in Siena Sassetta, Giovanna di Paolo, Vecchietta, Matteo di Giovanni, Cozzarelli; in Ferrara Cosimo Tura, Francesco Cossa und Ercole Roberti, in Oberitalien Parentino, Mantegna u. a.

Der Vortragende zeigte im Lichtbilde eine Reihe des griechischen, eine zweite des lateinischen Mythos. Die Umformung in den toskanischen Dialekt des Quattrocento ist nicht Naivität, sondern Selbstbewußtsein und Erfreudigkeit. Die jungen Gatten, die am Hochzeitsabend ihr schönes Truhenbild glücklich betrachteten, fühlten sich als Enkel einer stolzen Vergangenheit, die sie fortzusetzen beschlossen.

Am 14. März 1920 sprach Prof. Dr. Sadeé über Neolithischen Festungsbau und die Achäermauer der Ilias.

Homer läßt im zehnten Kriegsjahr kurz vor dem Fall Trojas nach

dem ersten Schlachttage der Ilias die Achäer eine Mauer mit Graben bauen: Daß der Bau erst jetzt errichtet wird, ist Willkür des Dichters; die Ausführung in einem Tage technisch unmöglich, aber das Werk selbst wird besonders im 12. Buch durchaus realistisch in seinen Einzelheiten geschildert: Sohlgraben mit senkrechten Wänden, beiderseitiger Böschung, zwei Pfahlreihen, breitem Zwischenraum zwischen Graben und Mauer als Platz für die Wachen, Mauer mit einem Fundament aus Stein und Balken, aus einem Holzerdwerk als Kern und einer Holzbrustwehr mit Zinnen, überragt von vielen Holztürmen; durch diese gehen ebensoviele Tore als Wege für die Wagen; an den Wegen ist der Graben unterbrochen, so daß lange schleusenartige Einfahrten zwischen angeschütteten Böschungen entstehen. Lehner (Prähist. Ztschr. II: 1910, S. 21 ff.), dem Schuchhardt *Alteuropa* S. 239 f. folgt, hat die Ähnlichkeit mit den neolithischen Festungen im Rheinland, Mayen und Urmitz, erkannt. Einen gemeinsamen Zug bilden besonders die Torgassen mit Grabenunterbrechung. So erklären sich gegenüber den Bedenken Bethes, *Homer Ilias* S. 133, gewisse Einzelheiten der homerischen Kämpfe, z. B. die Warnung des Polydamas, zu Wagen in die engen Gassen einzufahren (II. XII 61 ff.) und die Erlebnisse des Asios, der zwar glatt bis zum Tor durchfährt, aber dessen Wagen die andern Fahrer hindert, zu folgen (II. XII 110 ff.). Für die Prähistorie scheint sich zu ergeben, daß gegenüber Urmitz-Mayen (Torsperre durch Balken, Schwäche der Palissade, Hauptverteidigung auf der Anschüttung zwischen Graben und Mauer) bei Homer eine Weiterentwicklung des alten Typus vorliegt (Torsperre durch Türen, Verteidigung des Walles, Tortürme, Verteidigung auf Wall und Türmen); die folgenden Entwicklungsstufen würden einerseits Quadermauer ohne Graben, andererseits Wall und Spitzgraben sein.

Wie ordnet sich die Achäermauer in das Weltbild und die Zeit des Epos ein? Wahrscheinlich entspricht sie nicht den historischen Zuständen des *Abschlusses* unserer jonischen Ilias 700—600 v. Chr., sondern einer primitiven achäischen Befestigungskunst des 2. Jahrtausends; so weisen ja auch der Gebrauch der Metalle (Bronze für Waffen, Eisen für Geräte (vgl. A. Lang, *World of Homer* 97, *Homer and his Age* 190 fg., Mackenzie, *Brit. School* XIII 423 ff.), die Bewaffnung (großer Schild und Panzer, vgl. Finsler, *Homer* I 138 bes. nach Lang und Lippold, *Münchener Studien* 1909 S. 399), (Reichels und Roberts Hypothesen über mykenische und jonische Rüstung erscheinen überholt), die Männertracht (*χιτών*, Fibeln, vgl. Lang, *W. o. H.* 64) weder in die jonische Zeit des 8.—7. Jahrhunderts v. Chr. noch in die Blütezeit Mykenes, sondern in die Epoche der Akaivasha, etwa 1300—1200 v. Chr., der in die Reiche der Pelasger als Eroberer von N. W. eindringenden Achäer (vgl. Kretschmer, *Glotta* I 9 ff.). Der scheinbare Widerspruch, daß der homerische Dichter in der vollen, lebendigen Anschauung der mykenischen Kunst lebt (Becher des Nestor, Schild des Achill usw.), mag sich so erklären, daß die eingewanderten Könige und Krieger, die besonders auf militärischem Gebiet und in ihren religiösen Anschauungen ihre Eigenart beibehielten, doch

die mykenische Kunst, besonders die Erzeugnisse des Kunstgewerbes, einfach übernommen haben, weil sie ihnen nichts Gleichwertiges entgegenzustellen hatten, sie aber zum Schmuck ihres aristokratischen Daseins brauchten, ähnlich wie die Germanen der Kaiserzeit die Schöpfungen des keltischen und griechisch-römischen Kunstgewerbes (Hildesheimer Silberfund, Gressenicher Messingbeimer, Kessel von Gundestrup).

Dem 2. Jahrtausend entspricht auch das homerische Geschichtsbild, das die dorische Wanderung und die Besiedlung Kleinasiens durch Aeolier und Jonier ignoriert und das Bild der Geisteskultur, das statt der um 850 eingeführten Schrift nur Geheimzeichen kennt und sich durch die Abwesenheit von Toten- und Seelendienst ebenso von der altmykenischen wie von der jonischen Zeit unterscheidet. (Außer Finsler I 291 ff. bes. Lang, W. o. H. 116 ff.) In diesem achäischen Heldenzeitalter hat sich an den Königssitzen unter dem Einfluß der ethischen und religiösen Anschauungen einer höfischen Kriegergesellschaft (Chadwick, *Heroic Age* 1912, z. B. 234 ff., 424 ff.) der Heldengesang entwickelt, und innerhalb eines Sängerstandes von fester, handwerksmäßiger Schulung und Überlieferung (vgl. für Sprache und Versbau die Arbeiten von Witte in verschiedenen Bänden der „Glotta“ und bei Pauly-Wissowa unter „homerische Sprache“) müssen geformte Stücke (Spuren älterer, später umgeformter Dichtung z. B. in Hektors Abschied, vgl. Bethe, *Homer Ilias* 225—254) in jahrhundertlangem Weiterleben von den Achäern auch zu den Stämmen der Äolier und schließlich der Jonier gekommen sein, wie auch im germanischen Heldenzeitalter die Lieder zu fremden und fernen Stämmen wanderten (Chadwick 291). So mag auch die Geschichte vom Mauerbau, die ja in den jetzigen Zusammenhang der Erzählung (10. Jahr!) schlecht paßt und die im Anfang von Buch XII schon für eine frühere Zeit vorausgesetzt wird, die wahrscheinlich der ganzen ursprünglichen Patroklie nicht bekannt ist (so schon G. Heyne), aus einem älteren Gedicht stammen (Finsler II 75, 116). Inwieweit die Beziehungen zur nordwesteuropäischen neolithischen Befestigungskunst in der Frage der Herkunft des blonden Kriegervolks der westgriechischen Achäer eine Rolle spielen, bleibe dahingestellt (vgl. die Verwendung der archäologischen Merkmale des Rundschildes, der Fibel, des Eisens, des Leichenbrandes bei Ridgeway, *Early Age of Greece*).

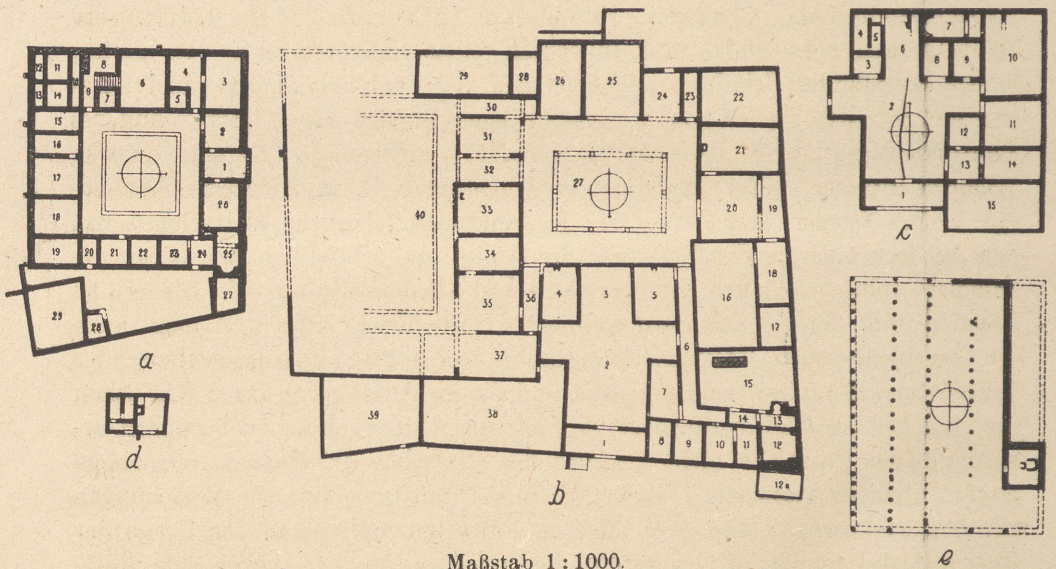
Ist die Achäermauer nun von einem Sängerkunst aus der lebendigen Anschauung der Befestigungskunst seiner Zeit für den trojanischen Krieg frei erfunden oder hat vor Troja eine solche Anlage wirklich bestanden? Alle Forscher: Wilamowitz, Bethe, Finsler, Mülder erklären sie für dichterische Erfindung, nach dem Vorgang von Aristoteles, jedoch die geschichtliche Realität der Anlage läßt sich zwar natürlich nicht beweisen, scheint aber hypothetisch durchaus denkbar; denn im allgemeinen wollen bei Griechen wie bei Germanen (Chadwick) die Sängerkunst des Heldenzeitalters geschichtliche Ereignisse darstellen. So ist die Örtlichkeit Trojas (Burghügel, die Flüsse, das skäische Tor) mit Kenntnis der Wirklichkeit geschildert; es kann also auch

der *φυγάς*, der *ἐπιπέδος*, der *τύμβος*, das Massengrab (VIII 435) und die Achäermuer einst wirklich bestanden haben, zur Zeit des Sängers aber verschwunden gewesen sein.

Am 18. Juli 1920 sprach nach der Generalversammlung Direktorial-assistent Dr. Oelmann über Haustypen in Bibrakte.

Der Vortrag ist bereits in etwas erweiterter Form gedruckt in der Germania IV, 1920 S.49ff. In der hier folgenden Zusammenfassung werden die dort gegebenen Belege fortgelassen, dagegen ist die Geschichte einiger Haustypen, des Peristylhauses und des erschlossenen Etruskerhauses, etwas ausführlicher behandelt, als es dort geschehen ist¹⁾.

Die Grabungen von Bulliot und Déchelette haben auf dem Stadtberge von Bibrakte, dem heutigen Mont Beuvray, eine Anzahl von römischen und keltischen Hausgrundrissen zutage gefördert, die aus verschiedenen Gründen



Beachtung verdienen. Sie gehören alle einem verhältnismäßig kurzen und genau zu bestimmenden Zeitraum an (nämlich der zweiten Hälfte des ersten vorchristlichen Jahrhunderts), zeigen lauter verschiedene Typen, so daß man einen bequemen Überblick über die damals nebeneinander in Gebrauch befindlichen Haustypen erhält, und zeigen schließlich diese Typen um so klarer, weil sie frei stehen und nicht zu Häuserblöcken zusammengeschlossen sind, wie beispielsweise in Pompei.

1. Die typengeschichtlich für Italien und sein Einflußgebiet jüngste Form ist ein Peristylhaus (Abb. a). Es bildet ein ungefähres Quadrat

1) Das Klischee für die Abbildung wurde von der Redaktion der Germania freundlichst geliehen.

von knapp 30 m Seitenlänge, dem an der Ostseite ein kleiner schiefwinkliger Wirtschaftshof angehängt ist. Der Kern des Gebäudes ist ein peristylter Hof oder Garten, der mit einem Spring- oder Laufbrunnen ausgestattet war. Die ringsum gelagerten Räume sind nicht streng symmetrisch angeordnet, nur der Hauptraum, der Oecus R 6, liegt genau in der Ostwestachse. Den Eingang bildete vermutlich R 1, der links daneben liegende Raum 26 war die Küche, von der ein kleines Warmbad mit Hypokaust (R 25) geheizt wurde. Das Gebäude zeigt den Typus des Peristylhauses verhältnismäßig rein. Der Peristylhof ist in Griechenland wahrscheinlich schon in archaischer Zeit aus Ägypten (oder Vorderasien?) übernommen worden; die frühesten Beispiele sind ein Banketthaus im Heraion von Argos (6. Jahrhundert?), der fälschlich sog. *πώρινος οἶκος* in Delos (5. Jahrhundert) und das palastartige Leonidaion in Olympia (Ende 4. Jahrhundert). Als beherrschendes Element des Wohnhauses scheint er sich aber erst mit dem beginnenden Hellenismus durchzusetzen; das sogenannte Gymnasium in Solunt (an der N.-Küste Siziliens) ist ein reines Peristylhaus und gehört wahrscheinlich noch dem Ende des 4. Jahrhunderts an. In Italien ist der Typus einstweilen erst in spätrepublikanischer Zeit nachzuweisen in der Villa des Diomedes in Pompei und in der Villa des Clodius bei Castel Gandolfo. In der Kaiserzeit ist er dann gleichmäßig über das ganze Reich, von Britannien bis nach Syrien hin, verbreitet. Im Osten hat die islamische Baukunst den Haustypus übernommen und bis heute erhalten.

2. Abb. b zeigt einen zusammengesetzten Typus, ein Atrium-Peristylhaus. Das Gebäude besteht aus einem Atrium, Wohnperistyl und Gartenperistyl, die zu einem nicht ganz rechtwinkligen Block von 56×68 m zusammengeschlossen sind. Man betritt es durch das breite Vestibulum (R 1) und gelangt von dort zunächst in das Atrium (R 2) mit seinen alae und dem tablinum (R 3). Das dahinter gelegene Peristyl ist quer gelagert und rings umbaut. In der Mitte der Südseite öffnet sich der in der Mittelachse gelegene Oecus (R 25) in fast voller Breite von 7 m. Der östlichen Zimmerflucht ist an der Rückseite wieder eine Porticus vorgelagert, die vermutlich die Längsseite eines größeren Gartenperistyls (R 40) gebildet hat. Besondere Erwähnung verdienen noch die Räume an der Nordwestecke des Gebäudes, die im wesentlichen Wirtschaftszwecken gedient zu haben scheinen. Der Eckraum 12 ist zweifellos wieder ein kleines Warmbad und der Gang R 13 das dazu gehörige Praefurnium, von dem aus auch der hier angelehnte Backofen bedient werden mußte. Die Heizung der Wohnräume geschah im übrigen noch nicht durch Hypokauste, sondern durch kleine Wandkamine (in R 4, 5, 21), wie sie auch sonst in kaiserzeitlichen Villen (z. B. bei Fließem und Bignor) vorkommen und in genau derselben Form im Orient (im Irāq) heute noch üblich sind. Der Grundrißtypus des Gebäudes entspricht weitgehend dem der Pisonenvilla bei Herculaneum, die etwa derselben Zeit angehört (vgl. in diesem Jahrbuch Taf. VIII, 2). In Pompei ist das Atrium-Peristylhaus seit dem Beginn des 2. Jahrhunderts nachweisbar, doch

ist der Typus wohl schon ein Jahrhundert früher von den campanischen Oskern geschaffen worden.

3. Am bemerkenswertesten ist ein reines Atriumhaus (Abb. c); und zwar deshalb, weil es völlig frei liegt und so wesentliche Eigenschaften dieses Haustypus besser bewahren konnte, als es in Städten mit geschlossener Bauweise, wie in Pompei, möglich war. So ist zunächst die Breite des Vestibulum zu erklären, das hier nicht infolge der städtischen Raumnot durch den Einbau von Läden verkleinert zu werden brauchte, so erklärt sich ferner das Vorspringen der einen Ala, wodurch auch die bildliche Bezeichnung dieser Räume noch verständlicher wird, sowie das Fehlen der Kammern an der einen Seite des Atriums, die sich so als nicht ursprünglich erweisen. Da ein Impluvium nicht vorhanden war, kann das Dach nicht nach innen geneigt gewesen sein. Das Haus war also ein Atrium displuviatum oder testudinatium. Das ist wichtig für die Frage nach dem ursprünglichen Charakter des Atriumhauses, das man neuerdings wieder als ein Hofhaus hat erklären wollen. Das Haus in Bibrakte läßt nun an dem Hallencharakter des Atriums keinen Zweifel, es hat ursprünglich ein geschlossenes oder mit einer Lichtöffnung (wie bei den antiken Kuppelräumen) versehenes Walmdach und heißt dann atrium testudinatum bzw. displuviatum. Die impluviale Dachkonstruktion ist wohl erst unter dem Eindruck kleiner griechischer Peristylhöfe entstanden und ändert an dem alten Charakter des Raums als Halle nichts, ebenso wenig wie die 4 oder mehr Deckenstützen des Atrium tetrastylum und corinthium, die nur Analogiebildungen zu dem hellenistischen Oecus tetrastylus und corinthius sind. Das entwickelte Atriumhaus mit seinen seitlichen cubicula, alae und tablinum, wie es zuerst um 300 im Volumniergrab bei Perugia erscheint, hat wahrscheinlich auch schon mehrere Wurzeln und ist vermutlich entstanden durch die Verbindung und Verschmelzung zweier einfacherer Haustypen, nämlich einmal des einzelligen Hallenhauses, des Atriums im engeren Sinne, das man wohl als nordisches Erbgut der indogermanischen Italiker ansehen darf, und zweitens eines mehrzelligen Breithauses, bestehend aus einem Breitraum und drei nebeneinander geordneten, quadratischen oder oblongen Räumen dahinter, das den Etruskern zuzuschreiben ist. Dieses etruskische Breithaus liegt dem etruskischen Tempel zugrunde, läßt sich aber auch im etruskischen Wohnbau, beispielsweise in Vetulonia, und als dessen Nachahmung in etruskischen Felsgräbern nachweisen. Der Typus stammt, wie aller Wahrscheinlichkeit nach auch die Etrusker, aus Vorderasien, wo er sich in syrischen Tempeln wie Kasr Firaun und Kasr Rabba (und dem Bau G 1 in Hatra?) erhalten hat, und wo die nordwestmesopotanischen Quertonnenkirchen sogar sein Eindringen in den christlichen Kirchenbau zeigen als ein glänzendes Beispiel für die Zähigkeit, mit der alteingewurzelte Grundrißschemata sich immer wieder durchsetzen. In Mesopotamien erscheint dasselbe Grundrißschema ferner als Typus des einfacheren Wohnbaus der Omajjaden- und Abbasidenzeit, wie Ocheidir und Samarra zeigen. Letzten Endes dürfte es schon dem Kern des altägyptischen

Wohnhauses zugrunde liegen. In Italien ist nun von den Etruskern dieses altorientalische mehrzellige Breithaus mit dem schmalstirnigen, einzelligen Hallenhouse des Nordens kombiniert worden, ein Vorgang, der eine weitgehende Analogie hat in der Entstehung zweier deutscher Haustypen. Sowohl das ostfriesische Haus wie die T-förmige Spielart des Sachsenhauses am Niederrhein sind ganz in derselben Weise dadurch entstanden, daß dem alten, im Laufe der Entwicklung nur noch Wirtschaftszwecken vorbehaltenen Hallenhouse an der hinteren Schmalseite ein den Franken entlehnter, mehrzelliger Wohnbau mit eigenem, quer gerichteten Dache angefügt wurde.

4. Das kleine B a d e g e b ä u d e, Abb. d, von ganz geringen Abmessungen ($5\frac{1}{2} \times 8\frac{1}{2}$ m), besteht nur aus Apodyterium, Caldarium und Praefurnium, entbehrt also des Frigidariums ebenso wie die meisten Hausbäder in Pompei und den campanischen villae rusticae und wie allem Anschein nach auch die Hausbäder der oben besprochenen Häuser in Bibrakte. Es ist bemerkenswert als der älteste uns bekannte Vertreter jener kleinen Badehäuser, wie sie als Nebengebäude der villae rusticae später so häufig angetroffen werden.

5. Abb. e zeigt ein großes fünfschiffiges Haus in reinem Pfostenbau (26×35 m), dessen östliches Seitenschiff gelegentlich eines Umbaus der Ostwand in Stein beseitigt worden ist. Dieser Umbau fand in römischer Zeit statt, der ursprüngliche Pfostenbau aber stammt jedenfalls noch aus der vorrömischen, keltischen Zeit Bibraktes und hat seine Analogien bereits in keltischen Siedelungen der Hallstattzeit, die aus Hessen und Nassau bekannt geworden sind.

6. Um die Typenreihe zu vervollständigen, hat der Boden von Bibrakte schließlich noch eine Anzahl von Rund- und Ovalhäusern ergeben, die noch in römischer Zeit in Gebrauch waren und so die bei Strabon überlieferte Nachricht von großen strohgedeckten Rundhütten bei den Kelten bestätigen.